

Hans Schwarz

VENDÉE

Historische Fragmente aus der Zeit der
Französischen Revolution

Mit 8 Rötel-Federzeichnungen des Autors

Erschienen 1950 by „Aehren Verlag“, Affoltern a. A.

Nichtkommerzielle Neuauflage Februar 2006

im Eigenverlag Daniel Bernasconi-Schwarz, CH-3098 Köniz

Im Internet zur Verfügung gestellt mit der freundlichen Genehmigung
von Frau Ruth Müller-Schwarz, Köniz, Tochter von Hans Schwarz

Alle Rechte bleiben bei den Erben.

Gestattet ist alleine der Ausdruck zum privaten Lesegebrauch.

Ausdrücklich ausgeschlossen von der Nutzung ist jede Verbreitung und/oder Aufarbeitung
kommerzieller Natur (i. B. Print-, Ton- und Filmmedien).

Dies gilt für das Gesamtwerk, wie auch für Ausschnitte davon.

AN
FRAU AGNES PEZOLT

Dieses Buch ist nur ein Versuch. Es ist gleichsam ein Mosaik von Fragmenten, aus denen du dir, lieber Leser, selbst ein Bild formen magst. Je nach dem Standpunkt, den du einnimmst, wirst du dieses Bild in verschiedener Beleuchtung sehen — die Landschaft, die Menschen, die Ereignisse. Ich habe mich bemüht, eine große, eine heroische, eine schreckliche und leidenschaftliche Zeit objektiv zu zeichnen und dabei abseits der Parteien zu stehen. Das war nicht leicht. Denn diese Zeit liegt zwar fern, anderthalb Jahrhunderte trennen uns von ihr. Aber diese Zeit liegt auch nah, denn sie ist der unseren verwandt. Ja mehr — diese Zeit ist unsere Zeit. Was damals geschah, geschieht heute, was damals im Westen geschah, geschieht heute im Osten. Ein Erdbeben hat die Ordnung der Dinge erschüttert und zum Einsturz gebracht, was gestern noch fest gefügt und für Generationen verankert schien. Es ist der Kampf des Menschen gegen den Menschen, der grausamste, der herzloseste, der unnötigste aller Kämpfe.

Die Französische Revolution war nicht nötig. Das Alte hatte bereits kapituliert vor dem Neuen und eine vernünftige Führung der Ereignisse hätte über eine Konstitution die Ordnung der Dinge in eine demokratische Form umgießen können, ohne Gewalt, ohne Blut, ohne Krieg. Die Ausschreitungen der Revolution riefen nur der heftigen Reaktion, die zum napoleonischen Imperium, zur Restauration und zu einem Kriegs- und Revolutionstaumel ohne Ende führten, von dem sich Frankreich nicht erholte bis auf den heutigen Tag. Die Russische Revolution war nicht nötig. Der Zarismus hatte bereits kapituliert, als sie auch das gemäßigte Régime Kerenskis beiseite stieß. Es ist eine historische Lüge, wenn heute noch behauptet wird, die bolschewistische Revolution habe die Gewaltherrschaft der Zaren gebrochen. Nein, sie hat sie zurückgebracht — nur der Zar hat gewechselt.

Die Französische Revolution war die Revolution des Bürgertums, die Russische Revolution war nur in ihren ersten Tagen die Revolution des Proletariates. Beide wurden rasch die Beute der Imperialisten. Beide wurden Absolutismen. Aber ganz am Ende stand bei der ersten doch die Demokratie und ganz am Ende wird auch bei der zweiten die Demokratie stehen. Und deshalb ist die Konterrevolution das notwendige Gegengewicht am Pendel. Nur, wenn die extremen Gewalten sich gegenseitig schwächen und abnützen, kann das Pendel der Ereignisse ruhiger ausschlagen und die Demokratie erstehen und nur sie kann uns endlich an das ersehnte Tor des goldenen Zeitalters führen. Eine allumfassende Demokratie der Völker nach außen und innen, eine humane Demokratie, die sich durchsetzt und behauptet und notfalls mit Gewalt, die aber dem Gegner nicht jede Existenz raubt, sondern ihm Versöhnung anbietet, ihn tröstet, nachdem er geschlagen, ihn aufrichtet, nachdem er gefallen, die Reihen öffnet, um ihn

aufzunehmen — wie jener große General und Menschenfreund und illustre Sohn Frankreichs — Lazare Hoche.

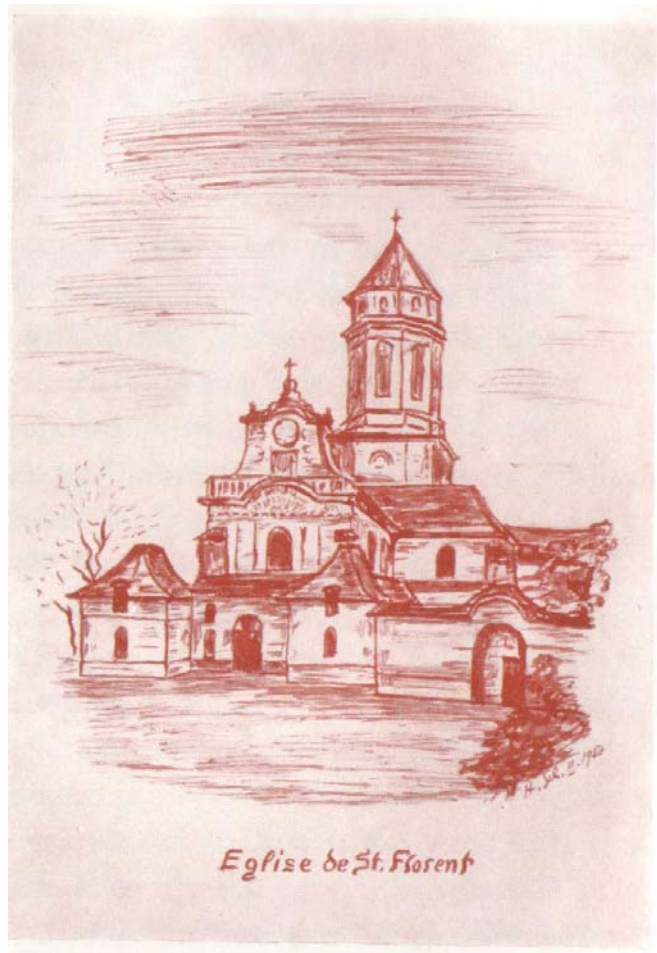
So lass uns denn wandern, lieber Leser, durch dieses seltsame und geheimnisvolle Land weltentrückter Stille — durch die Vendée.

Köniz/Bern, Pfingsten 1950.

Hans Schwarz



Château d'Angers



Eglise de St. Florent

Das Spinnennetz

Bereisest du heute die Vendée, lieber Leser, dann hast du es leicht. Gute Straßen führen kreuz und quer und du wirst gemächlich wandern. Verlassest du aber die große Straße, dann findest du das Land wie vor vielen hundert Jahren, wie vor hundertsiebenundfünfzig Jahren, als hier die Französische Revolution auf ihre erbittersten und tapfersten Gegner stieß, auf die Bauern von Anjou, vom Bocage, vom Marais und aus dem Lande Retz, dann betrittst du einen Irrgarten schmaler Feldwege, die scheinbar planlos zwischen Hecken hinführen, sich gabeln und oft wie Spinnenfäden auseinander laufen, in einen Hohlweg tauchen, über sanfte Hügel schleichen und sich durch struppige Waldstücke schlängeln. Viele Stunden kannst du reiten im Schritt und Trab und alle diese Wege gleichen sich, alle diese heckenumstandenen Felder gleichen sich, alle diese Weggabeln scheinen die gleichen zu sein und nur mit Mühe wirst du dem grünen Labyrinth entinnen, nur nach vielen eiteln Versuchen den Weg zurück zur großen Straße finden. Ein liebliches Land und ein tückisches Land. Ein Land, das sich verteidigt gegen Einflüsse von außen, ein Land, das jedem Eindringling das schlimmste, das beschwerlichste, das hinterhältigste Schlachtfeld bietet. Zu jener Zeit gab es nur zwei Straßen, die eine führte von Tours nach Poitiers, wo sie sich einfach in unzählige Feldwege verlor, die andere von Nantes nach La Rochelle, wo sie gleichsam am Fels zerschellte. Dreißig Stunden breit und dreißig Stunden lang war dazwischen Weide, Wald, Moor und Sumpf. Einsam liegen auch heute noch die Hütten der Bauern und ihre Strohdächer decken sie wie Hauben fast bis zur Erde und der Wind vom nahen Meer hat sie oft schief gerückt und der Sturm ihre Ecken und Giebel zerzaust. Es gibt aber auch große Höfe, wie kleine Burgen, feste Mauern umschließen sie und geben nur durch ein bewehrtes Tor Eingang und Ausgang und ein Turm schaut trutzig über die Felder. Heute wie damals äsen auf zahllosen heckenumschlossenen Weiden die falben Kühe und langhornige Stiere gehen im Joch und die Holzschuhe der Bauern klappern über die Dorfstraße. Im Innern gibt es nur wenige Städte, wie Roche-sur-Yon, das damals nur ein Flecken war, wie Niort und Parthenay und Bressuire und Luçon, die damals nur Nester waren und heute nur größere Dörfer sind. Einzig Cholet hatte Industrie, seine Webereien, die ihre feinen Taschentücher über ganz Frankreich streuten und die blaue, weiße, rote Tücher woben zu Trikoloren, wenn die Republikaner da waren, und feine weiße Seiden zu Lilienbannern, wenn die Vendéer in die Mauern zogen. Auch heute noch sind diese Webereien die einzige, bemerkenswerte Industrie in diesem Lande der Bauern.

Der Vikar

«Laß deine Pferde laufen, Cathélineau! Es dunkelt schon und bis St. Laurent habe ich noch einen weiten Weg.»

«Die Pferde sind müde, Hochwürden. Es wird gut sein, wenn Ihr bei mir zur Nacht bleibt. In meinem Hause seid Ihr sicher.»

«Es geht nicht, mein Sohn. Morgen Abend muß ich in St. Laurent sein. Wichtige Dinge sind im Werden. Bald wird dieser Boden unter den Füßen der Königsmörder brennen. Und wir zählen auf dich, Cathélineau, ganz besonders auf dich! Du kennst Land und Leute bis nach Saumur und Angers, du stehst in großem Ansehen, die Bauern hören auf dich.»

«Ich bin kein Kriegermann, Hochwürden. Ich bin nur ein armer Fuhrmann und habe ein Weib und sechs kleine Kinder zu ernähren. Gerne diene ich euch als Bote und Ihr wisst, wie ergeben ich der Sache des Königs und der Kirche bin. Zum Anführer nehmt einen andern. Ich kann der heiligen Sache besser dienen, wenn ich bleibe, was ich bin.»

«Das war gestern gut so, mein Sohn. Aber jetzt ist die Zeit da, Großes zu wagen. Das Maß ist voll. Jedes Zögern wäre unserer Sache gefährlich. Gestern ist auf dem Schloss zu Angers das Aushebungsdekret verkündet worden. Unsere jungen Leute wollen sie zum Dienste pressen und gegen die Freunde unseres guten Königs in den Krieg schicken. Dreißigtausend junge Vendéer! Was vermögen wir dann noch?»

«Was vermögen wir jetzt, Hochwürden? Sie haben die Macht. Ihre Republik ist stark. In allen Städten ringsum stehen ihre Garnisonen und ihre Nationalgarden und ihre Dragoner durchstreifen das Land. Wir sitzen hier wie im Netz der Spinne.»

«Sehr richtig sagst du das, mein Sohn. Es ist nur ein Spinnennetz, mit dem sie uns niederhalten. Wie ein Spinnennetz werden wir all das auch zerreißen. O Cathélineau, du Zauderer! Ihre Dragoner! Was vermögen sie in diesem Land der Hecken und Zäune und Sümpfe und Wälder? Was vermögen sie gegen die nie fehlenden Büchsen unserer Jäger des Bocage? Und ihre Nationalgarden? Was taugen sie? Diese Krämer von Nantes und diese Apotheker und Schreiber und Schneider aus Bordeaux. Sie denken nur an ihre Zuckerstöcke und Salbtöpfe. Sie verstehen nicht einmal eine Flinte zu handhaben. Unsere Bauern aber sind Jäger, sie wissen, ein Wild anzuschleichen und selten gehen ihre Büchsen fehl. Du bist ein frommer Mann, Cathélineau — willst du, daß die Gottlosen weiter triumphieren? Willst du, daß sie Gott weiter schänden in seinem allerchristlichsten Sohn, dem König von Frankreich, der ein kleines, unschuldiges Kind ist, wie das Jesuskind, und das sie in einem finstern Turm gefangen halten in ihrem verfluchten Paris?? Willst du, daß die Kirchen weiter entweiht, die Hostien weiter

in den Staub getreten, die heiligen Bücher weiter ins Feuer geworfen werden? Willst du, daß wir, die Diener Gottes, weiter verfolgt und geächtet und eingekerkert und ermordet werden, einzig deshalb, weil wir nicht auf ihre gottlose Verfassung schwören? Willst du, daß ihre Höllenspalten weiter durch das schöne Frankreich ziehen, die Dörfer weiter brennen, die Unschuldigen weiter schmachten in ihren düstern Kerkern? Willst du das, Cathélineau?»

«Nein, Hochwürden, ich will es nicht! Aber was ist zu tun? Was tun unsere gnädigen Herren auf den Schlössern, die das Kriegshandwerk gelernt haben? Sie rühren sich nicht?»

«Wir werden sie zwingen, mein Sohn. Wenn wir nur erst einmal die Sache begonnen haben, dann stellen wir sie vor die Wahl, denn es steht geschrieben: wer nicht für mich ist, der ist wider mich. Wir verlangen nicht von dir, daß du der erste seiest. Wir haben genug Leute, die wir kaum im Zügel halten und die den Tag nicht erwarten können, um loszuschlagen. Den Förster Stofflet kennst du doch, den Waldhüter von Schloss Maulévrier? Nun, er wollte schon letzten Sonntag über die Blauen her, als sie den Pfarrer von Chanzeau wegführten. Merke dir wohl, Cathélineau, ihrer verfluchten Republik gegenüber ist alles erlaubt und Gott wohlgefällig. Bedenke, daß sie gottlose Schurken sind, abscheuliche Mörder, Teufel in Menschengestalt! Ihnen Abbruch tun, wo immer man kann, ist ein gutes Werk. Eine Lüge ihnen gegenüber ist keine Lüge, ein Versprechen nicht bindend, ein Eid ist kein Eid. Und nun lasse mich hier absteigen, es ist besser, wenn du allein bis zum Dorfe fährst. Du wirst Nachricht erhalten, sobald — — — horch! Halt die Pferde an, hörst du nichts?»

Und wie der Fuhrmann die Zügel straff zieht und der Wagen hält, hören sie hinter sich den Hufschlag trabender Pferde.

«Die Blauen kommen, Hochwürden. Rasch über die Hecke links, dann durch das ganze Feld und über drei Hecken bis zum Kruzifix! Der Feldweg südlich führt am Dorf vorbei zu meinem Haus. Ein Kerzenlicht gegen den Baumgarten wird Euch anzeigen, daß keine Gefahr ist. Nun schnell! Mit den Dragonern werde ich schon fertig.»

Und wie er sich überzeugt hat, daß der Pfarrer hinter der Hecke unsichtbar ist, knallt er mit der Peitsche und seine Pferde nehmen einen Anlauf zu einem kurzen Trab, um dann in ihren müden Schritt zurückzufallen. Näher rückt der Hufschlag der Pferde hinter ihm und bei der nächsten Wegbiegung sind sie am Wagen, ein Offizier und fünf Dragoner: «Halt Bürger, im Namen der Republik!» Und wie Cathélineau seine Zügel anzieht: «Woher, wohin und weshalb so spät?»

«Von Angers, Bürgeroffizier, und nach Pin-en-Mauges. Der Weg ist weit, die Pferde sind müde, deshalb so spät.»

«Und wo hast du den Vikar Barbotin?»

«Ich verstehe deine Frage nicht, Bürgeroffizier. Den Pfarrer Barbotin kenne ich wohl. Seit einem Monat ist er flüchtig und ich habe ihn nicht mehr gesehen!»

«Lüge nicht, Cathélineau! Eben muß der Schurke Barbotin noch bei dir auf dem Wagen gesessen haben.»

«Da du mich kennst, Bürgeroffizier, mußt du wissen, daß ich ein guter Patriot bin. Mein Wort muß dir genügen. Du siehst, ich bin allein und niemand war bei mir.»

«Diesen Weg hat er genommen. Und wer saß denn sonst neben dir, als du durch den Hohlweg von Tout-Vent fuhrest? Der Bauer dort hat dich gesehen.»

«Der Bauer mag mich gesehen haben, aber niemand bei mir.»

«Kannst du es beschwören, Cathélineau?»

«Ich kann es beschwören, aber mein Wort muß dir genügen, Bürgeroffizier, das Wort eines Patrioten!»

«Nun gut, aber nimm dich in Acht, Cathélineau! Die Republik ist langmütig und sie belohnt die Treue, aber sie straft hart den Verrat. Der Vikar ist ein Aufwiegler, ein eidweigernder Verräter an der Republik. Es ist die Pflicht jedes Patrioten, ihn festzunehmen oder den Behörden seinen Aufenthalt zu nennen, wenn er ihn sieht.»

«Ich werde ihn ergreifen und selbst ausliefern, wenn ich ihn sehe, Bürger Offizier, verlaß dich darauf.»

Die Frau

Es gibt heute noch die alten, niedrigen Stuben mit den breiten Betten, um die man farbige Vorhänge zieht. Dieses Alkoven ist eine Macht. Eine sanfte Macht, der sich der Stärkste beugt, die Macht der Seufzer, die durch die Stille der Nacht ziehn, die Macht der Tränen, die auf das Kopfkissen geweint werden. Die Frau, der Beichtstuhl, das Alkoven des verhängten Ehebettes — das ist die Vendée, das ist der Widerstand gegen das Neue, Ungewohnte, Unerwünschte, das ist der Bürgerkrieg. Cathélineau ist müde, die Pferde sind versorgt, der Wagen ist unter Dach, die Kinder schlafen, der Vikar hat gar nicht zugesprochen, die Dragoner sind gleich durch Pin-en-Mauges durchgetrabt, ohne sich aufzuhalten, wie der Bäcker Jobin ihm meldete. Alles ist still und friedlich und morgen ist wieder ein Tag. «Was hast du denn, Marie-Jeanne, weshalb weinst du?»

«Ach Jacques, der arme Pfarrer Barbotin! Vielleicht haben ihn die Dragoner gefangen. Vielleicht haben sie ihn getötet.»

«Unsinn, Marie-Jeanne. Mögen sie hundert Pfarrer verhaften, den Barbotin erwischen sie nicht. Er ist ein Fuchs. Er kennt Weg und Steg und jedes Versteck. Ha, diese plumpen Dragoner! Wie leicht habe ich sie abgeführt! Nun traben sie sicher bis nach Laroux und der Vikar ist auf dem Wege nach St. Laurent.»

«Nach St. Laurent? Heilige Mutter Gottes, dann ist er in großer Gefahr. Weißt du nicht, daß sie gestern dort die guten Schwestern aus ihrem Hause getrieben haben? Gerade in Saint Laurent sind jetzt die Dragoner.»

«Eben deswegen vermuten sie nicht, daß man gleichsam unter ihrer Nase zusammenkommt. Der Barbotin versteht das. Die heilige Eiche von St. Laurent ist abgelegt, niemals werden die Dragoner mitten in der Nacht den Weg dorthin finden. Und wenn auch. Sie wären verloren. Die Wege sind scharf bewacht.»

«Die guten Schwestern von St. Laurent! Ach, wo sollen sie jetzt unterrichten, wo sollen sie ihre Kranken pflegen? Man hat sie vertrieben. Wehe über euch Männer und eure Langmut.»

«Sei vernünftig, Marie-Jeanne! Ja, sie haben das Haus besetzt, ihre Dragoner haben sie einquartiert, aber man muß gerecht sein. Sie haben den Schwestern ein anderes Haus gegeben, aber sie wollten nicht hinaus und sie haben sich an die Gitter geklammert...»

«Oh, sie haben recht. Es ist ihr Haus, man will es ihnen nehmen und verkaufen — — — Die Kirche will man verkaufen und das Pastorat — — — In Montjean haben sie den guten Pfarrer vom Altar weggerissen und nach Nantes geführt — — — sie haben ihn geschlagen, wie

unsern Herrn Jesus Christus! — — — Schläfst du, Jacques? — — — Oh, er schläft ruhig in seinem Bett und sie schlagen den Heiland ans Kreuz!»

«Nein, ich schlafe nicht, Marie-Jeanne. Aber ich möchte wohl, denn ich bin müde und morgen wollen wir darüber reden. Bedenke aber, wohin alles führen kann! Denke an unsere Kinder!»

«Oh, wenn alle so zögern wie du, dann sind wir verloren! Dann werden sie uns alles nehmen — unsern Gott, unsere Kirche, unsere guten Pfarrer, unser Haus und die Kinder!»

«Aus dir spricht der Vikar Barbotin, Marie-Jeanne. Er ist ein frommer Mann, aber er ist ein Eiferer. Gar so schlimm wird es nicht sein. Und wir werden auch noch ein Wort dazureden. Vielleicht ist es bald an der Zeit. Frankreich ist groß, sie haben das Gesetz für sich und die Gewalt. Nur wenn wir alle zusammenstehen, vermögen wir etwas gegen sie.»

«Oh, ihre Gesetze sind vom Teufel. Ewig verdammt, wer sie befolgt. Sie haben den König getötet, ist das gesetzlich? Unsere Königin halten sie gefangen und den kleinen König, ist das gesetzlich? Nein — sie haben alle Gesetze gebrochen, die von Gott stammen und sie haben die Irrlehren des Teufels hingesezt.»

«Gut, gut, Marie-Jeanne, wir werden sehn, wir werden sehn...»

«Den König haben sie angespuckt, bevor sie ihn töteten — — — wie unsern Heiland auf dem Wege nach Golgatha — — — ihre Pferde stellen sie in die heiligen Kirchen — — — in Chemillé haben sie die Hostie zerschlagen — — — — in den Staub getreten — — — — Heilige Mutter Gottes!»

Holzschuhe

Die Republik ist auf den Tod bedroht. Sie hat eine zwölfhundertjährige Dynastie zerschmettert und den verbündeten Königen den Kopf eines Königs vor die Füße gerollt. Die Könige haben diese Herausforderung angenommen und der Herzog von Braunschweig ist ihr Degen und hat nach manchen Misserfolgen am ersten März dieses Jahres Dreiundneunzig mit seinen Preußen die französischen Linien gestürmt und rückt drohend gegen die Champagne vor, die Österreicher haben den Po überschritten und die Spanier sind von den Hängen der Pyrenäen niedergestiegen und treiben die Truppen des Konvents vor sich her. In der Normandie, in der Bretagne gärt es, in Lyon, in Marseille erhebt die Gegenrevolution ihr Haupt. Und in dieser äußersten Bedrängnis trifft die junge Republik ein tödlicher Schlag - Der Vendéekrieg.

Die unzugängliche Vendée hatte unter den Königen ihr besonderes Militärregime. Nie wurden in diesem Lande Rekruten ausgehoben. Ludwig XIV hatte es einmal versucht, aber die Vendéer waren einfach nicht gekommen. Nur die Edelleute nahmen den Dienst des Königs, aber meist nur auf kurze Zeit, dann kehrten sie auf ihre einsamen Schlösser zurück, zu ihren Bauern, mit denen sie, selbst halbe Bauern, das einfache Landleben teilten. Die Republik hatte die Zinsen und Zehnten aufgehoben, aber die Bauern hier in der Vendée und im Ajou entrichteten sie weiter. Sie lebten in einem patriarchalischen Verhältnis zu ihren Grundherren, denen sie ihr Geld in Verwahrung gaben und ihre ersparten Livres anvertrauten. Sie waren am Vermögen und am Wohlergehen ihres Schlossherrn interessiert. Und nun kommt diese Republik und verlangt an Stelle des Zehnten Steuern, hohe Steuern, sie verlangt die Söhne, sie ist unerbittlich und sie regiert mit viel Papier. Das passt den hartschädlichen Bauern der Vendée nicht, sie wollen die Steuern nicht zahlen und sie wollen ihre Söhne nicht hergeben, um gegen die guten Freunde ihres Königs zu kämpfen. Sie hassen diese anonyme Zentralgewalt im fernen Paris, die alles neu gestalten und das Altgewohnte und Bewährte stürzen will.

In allen Städten und Dörfern des weiten Frankreich wird die Aushebung ausgerufen. Alles bleibt scheinbar ruhig, auch in der Vendée, auch in Anjou. Doch des Nachts öffnen sich leise die Hintertüren in den Dörfern und still schleicht sich der Bauer mit seinen Söhnen aus dem Haus. Sie tragen ihre Holzschuhe in den Händen bis weit hinaus in die nächtlichen Felder, damit keine Dragonerstreife sie höre. Schweigsame Gestalten huschen den Hecken entlang, einem Hohlweg zu, einer Schlucht, einer uralten druidischen Eiche, einer Kapelle oder einem Kruzifix in der Heide. Und so sehen wir denn in diesen ersten Nächten des März mit unserm geistigen Auge viele Versammlungen von den Bergen von Anjou bis an die mondsilbernen Wellenkämme von Sables. Ein Pfarrer ist da, kotige Reitstiefel mit langen Sporen schauen unter seiner

Soutane hervor. Die Bauern knien auf den feuchten Nachtboden, er erhebt das Kreuz, er segnet sie: «Ihr sollt die Waffen ergreifen, meine Kinder! Gut, ergreift die Waffen! Aber nicht für die Gottlosen, für die Königsmörder! Sie wollen euch außer Landes schleppen, um gegen die Freunde unseres Königs zu kämpfen. Ha, die Teufel! Ihr werdet nicht gehen, verflucht wäret ihr in alle Ewigkeit! Ihr werdet die Waffen gegen die Feinde Gottes wenden. Geht zur Losung in geschlossenen Reihen. Eure Flinten nehmt nicht mit, nur eure Stöcke. Was vermögen sie gegen euch? Nichts! Alle Heiligen sind mit euch, unsere gnadenreiche Gottesmutter beschirmt euch. Die Zeit ist da. Das Maß ihrer Sünden ist voll!»

Der Hauptplatz von Saint Florent ist noch derselbe wie damals. Die Kirche rechts und das Kloster mit seinen hohen Mauern, das Schloss links mit einem lieblichen Park und zwischen beiden und vorgelagert bis zu den Brüstungen der Bastion ein zweiter, freier Platz, hoch über der Loire, mit freiem Blick weit über die Lande von Anjou und hinüber in die blauen Fernen der Bretagne. Schmal und winklig sind die Gassen, die durch die alte, kleine Stadt zu dieser königlichen Empore führen, die Häuserzeilen, die diese Gassen säumen, sind noch dieselben wie damals, an jenem 10. März 1793. Der republikanische Kommandant mustert seine kleine Truppe, ein Dutzend Gendarmen, einige Nationalgardisten. Er hat seine Trikoloreschärpe umgebunden und drei mächtige Federn wippen auf seinem Hut, rot, weiß, blau.

Tausend Holzschuhe klappern durch die engen Gassen empor und der Kommandant zwirbelt selbstzufrieden seinen Schnurrbart. Pünktlich zur Zeit kommen sie, die jungen Bauern der Vendée, von allen Seiten rücken sie zum hochgelegenen Saint Florent mit ihren Dudelsäcken und Pfeifen und Geigen - Ein lustiges Volk! Tausend Holzschuhe klappern über den weiten Platz, dorfweise marschieren sie auf. Nun sind sie ein dichter Haufen, wohl an die fünfhundert, alle haben schwere eisenbeschlagene Stöcke. Nun, die meisten haben einen weiten Weg. Der republikanische Kommandant begrüßt sie und lobt ihr pünktliches Erscheinen und befiehlt ihnen, zwei Reihen zu bilden, damit der Schreiber sie eintragen könne. Die Holzschuhe regen sich nicht. Der Kommandant erhebt seine Stimme:

«Bürger, Soldaten, was soll das? Ich, euer Kommandant, befehle euch, zwei Reihen zu bilden. Ihr steht unter dem Gesetz. Das Gesetz gebietet euch, zu gehorchen!» Da tritt einer aus der Reihe. Er ist kein Bauer, die Wenigsten kennen ihn. Er war Bedienter, sein Herr ist emigriert, er ist ohne Stelle und auf die Republik nicht gut zu sprechen — begreiflicherweise. Die Geschichte hat uns seinen Namen überliefert. Forerst heißt er. Nun spricht er mit erhobener Stimme und ohne Furcht:

«Wir werden uns nicht einschreiben lassen, Kommandant! Der Teufel hole eure Republik! Es lebe der König!» Der Kommandant weiß — nun gilt es! Er winkt zwei Gendarmen herbei:

«Ergreift ihn.»

Forerst zieht eine Pistole aus seinem Rock:

«Zurück, im Namen des Königs!»

«Im Namen der Republik, ergreift ihn!» wiederholt der Kommandant. Da kracht der Schuss, ein Gendarm fällt, der andere weicht zurück. Dieser Schuss widerhallt durch ganz Frankreich — er ist der Beginn des Bürgerkriegs.

Der Kommandant lässt eine Kanone auf die Bauern richten, da kommen die tausend Holzschuhe in Bewegung. Im Nu sind die Gendarmen und Nationalgarden umringt und mit den schweren Stöcken niedergeschlagen. Forerst steigt auf die Kanone und schwingt seinen Hut:

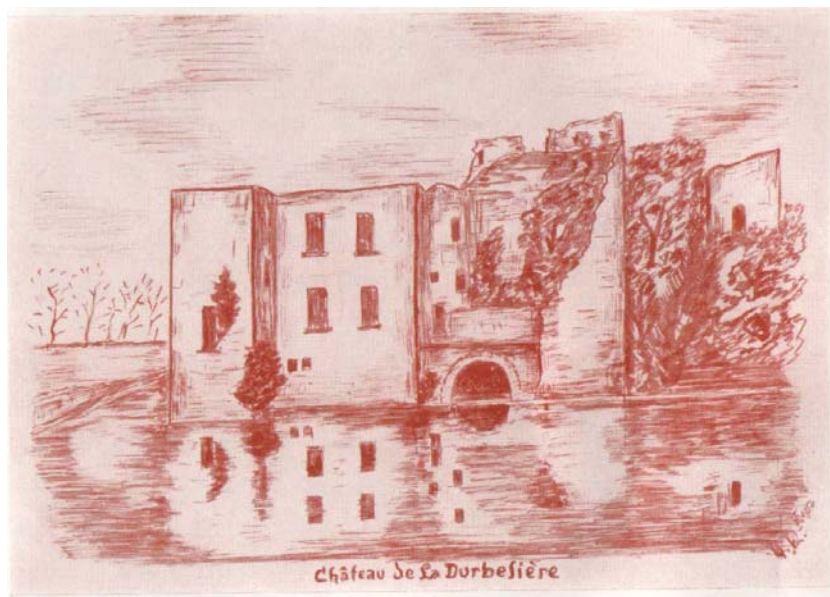
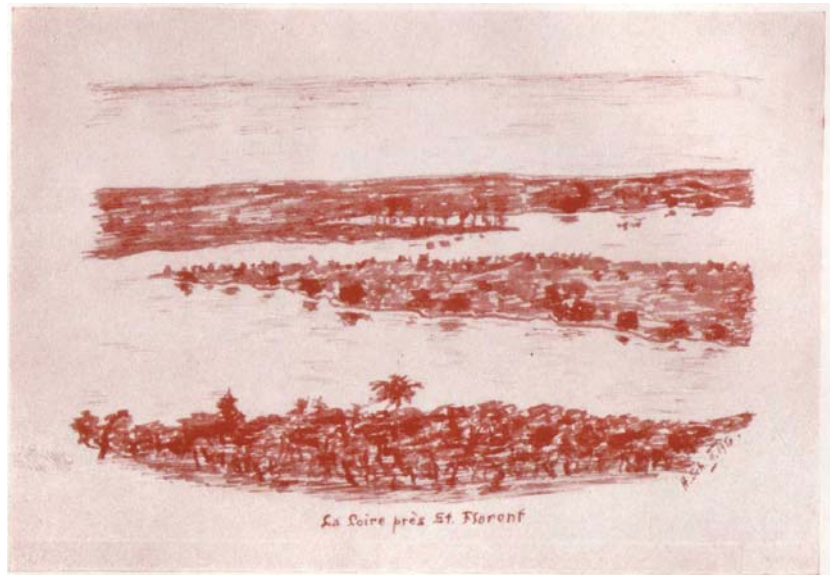
«Soldaten des Königs! Haut ihren Schandpfahl um, den sie Freiheitsbaum nennen! Verbrennt die Archive! Läutet Sturm! Es lebe der König!»

«Es lebe der König!» jauchzen fünfhundert junge Vendéer. Es ist das Land des Königs, das sich erhebt wider die sieggewohnte Revolution! O du kleines Saint Florent an der Loire! Die Welt wusste nichts von dir, viele hundert Jahre lang! Bis zu diesem 10. März des verhängnisvollen Jahres 1793! Hunderttausend republikanische Soldaten und mehr als hunderttausend Vendéer mit Frau und Kind sind als Folge dieses Tages zugrunde gegangen. Musste das sein? Ach nein, es musste nicht sein! Träume auf deinem sanften Hügel über dem Silberband der Loire, du freundliches Saint Florent. Mögen nie wieder deine Glocken Sturm läuten!

Die Post

Führt dich der Weg nach Nantes, dann wirst du die Residenz der Herzoge der Bretagne bestaunen, dieses gewaltige Wasserschloss mit seinen hohen Bastionen und klafferdicken Mauern und vielen Wehrtürmen und du wirst über den hochgelegenen Wehrgang schreiten und deinen Blick hinüberschweifen lassen in die weiten, dunstigen Fernen dieser geheimnisvollen Vendée. Das Schloss von Nantes ist eine der größten Ritterburgen Frankreichs und noch vollständig erhalten. Die Fliegerangriffe des letzten Weltkrieges haben die alte Stadt Nantes furchtbar zerstört, ganze Vierecke alter Bürgerhäuser bis in die Keller zerschlagen und in die Altstadtgassen breite Lücken gerissen. Auch die hohe Stirnwand der prächtigen Kathedrale wurde halb in Trümmer gelegt und das Schiff arg beschädigt. Das Schloss aber erhielt keinen einzigen Treffer und ist doch kaum hundert Schritt von der Kirche entfernt. Trutzig schaut es seit sieben Jahrhunderten über die Loire und über seinen Fenstern und Portalen findest du unversehrt die herzoglich-bretonischen Wappen kunstvoll in Stein gehauen. Der tiefe, sechseckige Ziehbrunnen mit der wundervollen, schmiedeisenen Krone ist erhalten und die stolze Freitreppe im Hof führt zur Empore, und daß auch die Französische Revolution an dieser gewaltigen Adelsfeste spurlos vorüberging, ist fast erstaunlicher als die Verschonung durch die Panzeritter der Lüfte unserer Zeit.

Es ist ein lieblicher Vorfrühlingstag, wie an jenem 11. März 1793, und die Kastanien im Schlosshof beginnen nach diesem milden Winter bereits ihre harzigen Knospen zu treiben. Für die Abgeordneten Carra und Niou, die mit dem weißlockigen Maire Baco oben an der Freitreppe stehen, ist dieser Märztag des Jahres dreiundneunzig gar nicht lieblich. Die Post von La Rochelle ist nicht gekommen, dafür aber sind viele Hiobsposten von jenseits der Loire eingetroffen. Der leise Wind vom Meer trägt das Wimmern vieler Sturmglocken bis in die geängstigte Stadt. Seit gestern muß diese Vendée toll sein. Der Sturmglocke von Saint Florent geben die Glocken von siebenhundert Dörfern Antwort. Die Revolte von Saint Florent, nun, sie war schlimm, aber sie war belanglos gegen die Erstürmung von Machecoul. Ein guter Patriot hat die üble Nachricht gebracht. Mit dem ersten Klang der Sturmglocke haben die Bauern die Stadt einfach überschwemmt. Zweihundert Nationalgarden, die sich ihnen entgegenstellten, haben sie mit ihren Holzschuhen buchstäblich niedergetrampelt. Sie haben sie mit ihren schweren Stöcken totgeschlagen, kein einziger ist entkommen. Den verfassungstreuen Pfarrer haben sie vor seiner Kirche erschlagen. In Bourgneuf haben sie den republikanischen Maire ersäuft. Zwischen Machecoul und St. Maine haben sie ihr Rachetribunal errichtet und geschworen, dem Revolutionstribunal in Nantes «Auge um Auge, Zahn um Zahn» zu antworten. Viele Flüchtlinge



kommen in die Stadt, gute Patrioten aus den kleinen vendée'schen Städtchen, die einzigen Republikaner der Vendée. Sie erfüllen die Stadt mit ihren Klagen. Nur wenige Stafetten kommen noch durch, aber die Dragoner und Husaren, die ihre schweißtriefenden Rosse vor der Freitreppe parieren, haben nur Schlimmes zu melden. In Aizenay haben sie die Mairie angezündet, in Challens haben sie die Nationalgarde entwaffnet und den Offizier erschlagen, in Garnade wurden zwei Kommissäre erschossen — hunderttausend Bauern haben ihre Höfe verlassen und streichen in Banden bis an die Loire. Sie sammeln sich, um Sables d'Olonne zu nehmen und die Engländer herbeizurufen, sie wollen Cholet verbrennen!

Frische Brote

Es gibt wieder viel Brot in Frankreich, und der Tisch ist reich gedeckt in diesen alten Gaststätten von Anjou und der Vendée. Eine lange table-d'hôte dient den täglichen Gästen, den Junggesellen des Orts, die als Kaufleute oder Beamte hierher verschlagen wurden und nun ihre Tage abzählen und ihre große Hoffnung hegen, einst nach der Kreisstadt oder gar nach Paris versetzt zu werden. Dabei ginge es ihnen hier gut, wenn die Langeweile nicht wäre; alles ist viel billiger als in der Stadt, die Wirtin und die Magd umhegen sie mit hausmütterlicher Sorge.

Pin-en-Mauges ist ein verlornes Nest. Kennst du die Geschichte der Vendée nicht, wirst du es bestimmt nicht beachten. Der moderne Reisende, den es in diesen stillen Winkel von Anjou verschlägt, wird durch dieses Dorf im Auto oder Car eilig hindurchfahren, das Denkmal an der Straßenkreuzung wird er kaum beachten, denn jedes französische Dorf hat sein Denkmal. Dieses hier ist bescheiden, wie die Kirche, die etwas im Hintergrund steht und durch deren farbige Fenster das Licht in den Chor fällt. Das Denkmal trägt auf seinem Sockel das Standbild von Jacques Cathélineau, dem Generalissimus der großen königlichen und katholischen Armee. Er war hier Fuhrmann und fahrender Bote, Wollweber und Bauer, «er trieb viele Berufe, denn er hatte viele Kinder zu ernähren», meldet der Historiker. Sein Haus steht in einem kleinen Hinterhof, aber nur die Grundmauern sind noch aus der Zeit, die Revolutionäre haben es niedergebrannt. Auch die Grundmauern des Backofens sind noch zu sehen, in dem er seine Brote buk für seine vielen Kinder, so vermögen wir uns wohl im Geiste zurückzusetzen in die frühen Morgenstunden jenes 13. März 1793, als hier Cathélineau den Teig rührte zu frischen Broten. Seit drei Tagen weiß er, daß er marschieren wird. Seit drei Tagen rufen die Glocken. Seit drei Tagen kommen die Bauern zu ihm und fragen, was sie tun sollen. Was er tut, werden sie auch tun. Aber er kennt sie. Eine Woche oder zwei werden sie ausrücken, dann wollen sie nach Hause, nach dem Vieh sehen, nach der Saat und nach Frau und Kindern. Jäger sind sie, aber keine Soldaten. Er muß sie in die Hand bekommen. So rührt er ruhig seinen Teig und schaut kaum auf, als sein Neffe Francois erscheint und ihm erzählt, daß er dabei gewesen sei in Ste-Florent, in Machecoul, daß sie eine Kanone hätten, eine richtige Kanone, und ob er wisse, auf wessen Namen sie Monsieur l'Abbé getauft habe, diese erste Kanone der Vendée? Auf den Namen Marie-Jeanne, wie seine Frau. Marie-Jeanne! Sie ist drinnen bei den Kindern und sie schmolzt ihm, seitdem die Glocken rufen und er keine Anstalten macht, für Gott und König das Gewehr von der Wand zu nehmen. Nun wird sie zufrieden sein. So sind diese vendéischen Frauen. Er wird sehr lange von zu Hause fort sein und die Kinder wollen Brot. Vielleicht wird es das letzte Brot sein, zu dem er den Teig knetet und das er ihnen bieten kann. Catroux, der

Schmied, erscheint, der Bäcker Jobin, der Schneider Doret, ein Weber, ein Handschuhmacher, der Zimmermann Soret mit seinen beiden Gesellen. Da richtet er sich auf, reinigt seine Hände vom Teig, er tut es sorgfältig und ohne Eile. Sein Blick wandert von einem seiner Dorfgenosser zum andern — lauter ehrbare, stille Leute:

«Freunde, die Hefe ist richtig! Es wird ein gutes Brot geben! Die Zeit ist da! Marie-Jeanne, komm heraus. — — Du wirst die Brote einschieben. Gib mir mein Gewehr!»

Wie ein Lauffeuer geht es durchs Dorf und über das Dorf hinaus bis auf die entferntesten Weiler: «Cathélineau führt uns, kommt!» Die Bauern und Handwerker lassen alles liegen, ihre Holzschuhe klappern über die Dorfstraße, sie tragen ihre Flinten auf der Schulter und haben ihr Pulverhorn umgehängt, und wie sie nun aus dem Dorf marschieren, sind sie fünfhundert. Sie singen und an der Spitze fideln zwei Geiger und einige tanzen. Am ersten Kreuzweg stockt der Zug und die Geigen verklingen. Ein Priester steht am Kruzifix und segnet sie, dann geht er mit. Im Schloss Jaillais steht ein Posten Nationalgarde, dreißig Mann. Ihr Kommandant ist ein Arzt. Er ist unerfahren und seine Leute auch. Sie wissen nicht, wie man die Kanone richtet und der Schuss geht fehl. Zu einem zweiten Schuss bleibt ihnen keine Zeit, die Bauern stürmen merkwürdig schnell heran, sie werfen die Holzschuhe fort, um schneller laufen zu können. Panischer Schrecken erfasst die Nationalgardisten. Sie lassen die noch rauchende Kanone zurück und fliehen eilig und werfen ihre Gewehre von sich, um besser laufen zu können. Die meisten werden eingeholt. Die Bauern zwingen sie, zu beichten, bevor sie sie totschiessen. Nur einer weigert sich, zu beichten, der Kommandant und Arzt. Das rettet ihm das Leben. Ohne Beichte ihn töten, das geht nicht. Sie führen ihn in den Schlosshof zurück vor Cathélineau: «Er weigert sich, zu beichten, was sollen wir mit ihm tun?»

«Er ist unser Gefangener. Bewacht ihn. Ihr dürft ihm nichts zuleid tun. Wo sind die andern? Habt ihr nur diesen?»

«Die andern? Wir haben sie getötet, sie haben vorher gebeichtet.»

Da braust Cathélineau auf: «Das dürft ihr nicht! Gefangene und Wehrlose tötet man nicht. Ich dulde es nicht und ihr habt mir Gehorsam geschworen.»

Catroux, der Schmied, tritt vor:

«Sie haben den König getötet und wir sollen sie nicht töten? Wie willst du denn Krieg führen, ohne zu töten, Cathélineau?»

«Ihr dürft nur töten im Kampf. Wehrlose Gefangene umbringen ist feige und ehrlos. Ich verbiete es ein für allemal!»

«Ha, Cathélineau, und was tun sie denn mit ihren Gefangenen, unsern Freunden und Brüdern? Sie schicken sie auf die Guillotine zu Hunderten, zu Tausenden. Wir folgen nur ihrem

Beispiel. Auge um Auge, Zahn um Zahn. So steht's geschrieben. So hat's uns der gute Pfarrer Barbotin gelehrt!»

«Hier befehle ich und nicht der Pfarrer Barbotin. Wisst ihr denn nicht, daß Gefangene wertvolle Pfänder sind? Entweder ihr gehorcht mir, oder ein anderer mag euer Anführer sein und ich kehre zurück nach Pin-en-Mauges.»

«Wir gehorchen dir, Cathélineau», erwidert bescheiden der Schmied und steckt seinen Hut auf die Flinte: «Es lebe der König! Es lebe unser General Cathélineau!»

Und fünfhundert Bauern stecken ihre Hüte und Kappen auf die Flintenläufe: «Es lebe der König!

Es lebe Jacques Cathélineau, unser General!»

Erde

Hier, beidseits der Loire, ist Frankreich noch gesund bis in die Wurzeln. Nirgends sonst sieht man so viele Kinder in den Dörfern. Der Notar von Ste-Aubin weiß das zu deuten: «Hier hängt der Bauer an seinem Boden, selten ist ein Stück Land zu kaufen. Es ist eine gute Erde, sie gibt uns Brot und Wein. Wer Bauer bleiben kann im Lande, sehnt sich nicht nach der Stadt. Und doch sind wir hier der Nährboden der Nation, wir hier auf dem Lande.» Sie sind Föderalisten und aller Zentralismus ist ihnen ein Greuel: «Sehn Sie M'sieur — wir wollen keine staatliche Schule. In diesem Jahre 1950 muß die Entscheidung fallen. Es gibt hier Hunderte von Dörfern, und jedes hat seine staatliche Schule und seinen staatlich besoldeten Lehrer oder eine staatliche Lehrerin. Sie beziehen regelmäßig ihr Gehalt umsonst, denn alle Kinder gehen in unsere freie Schule, die wir aus unserer Tasche selbst bezahlen.» Und er zieht eine lange, gedruckte Liste hervor: «Da sehn Sie — bis hinüber in die Bretagne ist das so, bis hinauf nach Finistère». Ich wundere mich: «Aber wozu denn? Ist das nicht aussichtslos?» «Sehn Sie, M'sieur, wir wollen nicht, daß unsere Kinder in der staatlichen Schule verdorben werden, daß sie Atheisten oder Kommunisten werden, weil sie uns von Paris einen Atheisten oder Kommunisten als Lehrer herschicken. Der Vendéekrieg dauerte exakt vierzig Jahre, 1793 fiel der erste, 1832 der letzte Schuss. Aber in Wirklichkeit geht dieser Krieg weiter. Die Vendée und Anjou werden bleiben, was sie waren, gläubig, gottesfürchtig und treu.»

Royalistisch, hätte der Notar beifügen können. Ja, hier hat der Royalismus in Frankreich seine letzte Bastion. Uns scheint das aussichtslos zu sein, wie dem alten Herrn von Sapinaud, als ihn seine Bauern zwangen, sie gegen die junge Republik zu führen: «Liebe Kinder, man wird euch vertilgen. Ein Departement gegen zweiundachtzig, das ist der irdene Topf gegen den eisernen!»

Hundert Schlösser liegen in der Vendée, hundert Schlösser liegen im Anjou, ebenso viele hat die Revolution zerstört und ihre efeuumsponnenen Ruinen zeugen von einer heroischen und einer schrecklichen Wende der Zeiten. Sie liegen meist abseits der Straße, dichtes Buschwerk und uralte Bäume säumen den ausgefahrenen Weg und ein geheimnisvoller Park umrauscht ihre zeitlose Stille. Das eindrucksvollste, das unvergesslichste von ihnen ist La Durbelière. Es ist drohend und lieblich zugleich, es liegt inmitten seines Teiches und seiner Bäume wie ein vergessenes Märchen. Die Republik meinte es gut mit den Bauern. Sie nahm ihnen die Last des Zehnten und der Frohn, sie zerstörte den Brückenzoll, die Bannkelter, den Bannofen und den Anteil des Henkers auf das Fell jedes gefallenen Tiers. Sie gab ihnen die

Jagd frei und die Fische im Fluss. Weshalb schlugen sich die Bauern der Vendée trotzdem so erbittert gegen die junge Republik? Gehe nach La Durbelière — es wird dir Antwort geben.

Eine hohe, klafferdicke Mauer mit runden Ecktürmchen umgibt den weiten Hof. Über den Torbogen das Wappen der Larochejaquelin. Eine kleine Pforte daneben zeigt die Jahrzahl 1631. Die Torflügel sind unten zersplittert, man sieht in den eisenbeschlagenen Eichenplanken noch die Kerben der Aexte, mit denen sie die Republikaner am 4. Juli 1793 erbrachen. Hoch ragen die Mauern der gebrochenen Türme, und durch die leeren Fensterhöhlen der geborstenen Front sieht man noch die Brandspuren an den Quadern, die hundertsiebenundfünfzig regenreiche Sommer nicht abzuwaschen vermochten. Als wollte es schamhaft seine Narben verdecken, hat das alte Schloss einen Mantel von dichtem Efeu und Immergrün und Moos übergezogen und hohes Unkraut und Nesseln wuchern in den Fugen der Bodenplatten, und der einst zierliche Garten ist eine Wildnis geworden.

Dieses feudale Schloss inmitten des Bauernhofes ist Sinnbild der Verbundenheit des vendée'schen Adels mit dem Landvolk. Hier lebte 1793 mitten unter seinen Bauern «Monsieur Henri», mit seinem vollen Titel: Henri du Verger Marquis de La Rochejaquelin. Er war erst 21 Jahre alt, Kavallerieoffizier seit dem fünfzehnten Jahr. Ein sicher unverdächtiger Zeuge, der jakobinische Historiker Michelet, schreibt von ihm: «Er war unverdorben, ein wahrer Landedelmann, ein großer Jäger, immer zu Pferd und sehr bekannt bei den Bauern, die er zur Jagd mitnahm, auf seinem Schloss bewirtete und die ihn nur, Monsieur Henri' nannten. Er hatte eine große, schlanke Gestalt, eher englisch als französisch, blonde Locken und ein zugleich schüchternes und hochmütiges Gesicht, wie es Engländer oft haben. Er besaß in höchstem Maße eine für den Angriff sehr gute Eigenschaft. Er verachtete den Feind.»

Doch er sitzt noch ruhig auf La Durbelière, als längst die Sturmglocken von St. Florent und Machecoul ihr Echo von allen Kirchtürmen von Anjou locken. Er kennt die Revolution. Er war Gardeoffizier in Paris, als der Pöbel den König und die Königin in Versailles holten, dann war er Kapitän in der konstitutionellen Garde Ludwigs XVI. Er hat letztes Jahr die Metzeleien vom August und vom September gesehen, und er weiß, welch furchtbare Macht die Republik geworden ist. Eine Macht, von der sich hier seine Bauern gar keine Vorstellung machen können. Die Republik selbst ist es, die ihn zum Entschlusse drängt und sich damit einen der gefährlichsten Gegner schafft. Er weilt auf Schloss Clisson, bei seinem Vetter de Lescure. Es ist der 12. April 1793. Der Marquis de Lescure steht bei den Republikanern im Verdacht geheimer Umtriebe, vor allem vermuten sie, daß hier der Verschwörer Barbotin seinen Unterschlupf hat. So lässt der General Quétineau Schloss Clisson umzingeln und alle Bewohner gefangen nach Bréssuire führen. La Rochejaquelin allein gelingt es, im ersten Tumult nach dem Hinterhof zu

gelangen, er wirft sich auf seinen Hengst und galoppiert zum Tor hinaus in die buschreichen Felder, bevor die überraschten republikanischen Posten ihm ihre Kugeln nachsenden können. Er ist nun entschlossen. Er wird Morgen seine Bauern zusammenrufen und Bréssuire nehmen. Für ihn ist das völlig gewiss, denn Quétineau hat hier nur ein einziges Bataillon Nationalgarde. Doch, er hat es gar nicht nötig, seine Bauern zu rufen. Denn da kommt nach vielen Regentagen dieser dunstige Morgen des 13. April 1793, und wie er sich eben ankleidet, stürzt ein Diener herein: «M'sieur, M'sieur, eine Armee rückt heran!» Fast belustigt geht er ans Fenster. Eine Armee nach La Durbelière? Und nun sieht er, wie der Pächter mit seinen Knechten das große Flügeltor weit aufstößt, und vom Feldweg her dringt verworrenes Geschrei und bald wälzt sich eine unabsehbare Menge mit erhobenen Hüten und Gewehren durch den Torbogen und ergießt sich über den Hof. Die Bauern aus zehn umliegenden Dörfern. Mindestens zweitausend. «Monsieur Henri, Monsieur Henri!» rufen sie und winken. Sie scheinen etwas verlegen und unbeholfen, wie große Kinder, die etwas Dummes angestellt haben. Sie haben den Maire von St. Aubin abgesetzt und die Papiere verbrannt und die Nationalgarde aufgelöst. Nun ist alles so beängstigend still, und sie wissen nicht, was sie weiter tun sollen. Monsieur Henri ist Offizier, Monsieur Henri soll sie führen. Er tritt langsam aus dem zierlichen Renaissance-Portal, das heute einzig noch erhalten ist, und schreitet bis zu dieser Balustrade, an die wir lehnen, um den weiten Hof zu überblicken, und er spricht die Worte, die in die Geschichte eingingen und die ein stolzes Versprechen waren, das er hielt bis in seinen frühen Tod: «Si j'avance, suivez-moi, si je recule, tuez-moi, si je tombe, vengez-moi! — Wenn ich vorangehe, folget mir, wenn ich zu rückweiche, tötet mich, wenn ich falle, rächt mich!»

Windmühlen

Die Windmühle von Lire hat keine Flügel mehr. Der alte Müller, der in dieser ersten Vorfrühlingssonne vor seinem Turm sitzt, erklärt mir weshalb: «Sehn Sie, M'sieur, das geht nicht mehr. Die Leute denken, so ein Windmüller hat immer seinen guten Tag. Im Sommer legt er sich in den Schatten des Turms und der Wind mahlt für ihn, im Winter guckt er aus seiner warmen Stube und der Wind mahlt für ihn, alles umsonst, der Wind kostet nichts. Das glauben auch ces messieurs in Paris und deshalb werden die Windmühlen hoch besteuert. Ces imbéciles! Was verstehen sie in Paris von der Windmüllerei? Nichts! Der Wind bleibt oft wochenlang aus, dann plötzlich braust er als Sturm daher und man muß die Flügel zuklappen, sonst reißt er alles zusammen. Dann wieder säuselt er tagelang nur so und die Steine drehen sich kaum. Das ist nichts mehr. Heute muß man konkurrenzfähig sein. Die Zeit der Windmühlen ist vorbei!» Das sehe ich ein, man muß das zugeben — leider: «Aber die Flügel könnte man doch stehen lassen, so ein moulin-à-vent gibt der ganzen Landschaft hier das cachet.» Der alte Müller lächelt und zwirbelt die letzten, weißen Haare seines Schnurrbartes: «Certainement, M'sieur, aber erzählen Sie das unsern Bürokraten in Paris! Eine Windmühle mit Flügeln ist immerhin eine Windmühle, sagen sie, ein betriebsbereites Werk, man könnte im Geheimen mahlen und nicht dafür steuern. So schlagen wir eben unsern alten moulins die Flügel weg und sie müssen sie aus ihren Steuerregistern streichen.»

Sieben Windmühlen krönten einst den Mont des Alouettes bei Les Herbiers. Ihre Flügel dienten den Vendéern als Signale. Von hier aus schweift der Blick weit über die Lande bis in jene dunstigen Fernen, die uns das Meer ahnen lassen, und rückwärts in die Hügel und Berge von Anjou. Die Republikaner haben diese sieben Mühlen bis auf die Grundmauern zerstört. Spärliche Überreste findest du noch von sechsen, die siebente haben die Vendéer wieder aufgebaut zum ewigen Gedenken. Ihre romantische Silhouette mit den etwas zerzausten Flügeln steht vor dem letzten Leuchten eines goldenen Abends, der langsam im Westen verdämmert, als wir den Berg hinansteigen, der für uns nur ein Hügel ist. Ein hohes Kruzifix unweit der Mühle und daneben eine zierliche Renaissance-Kapelle. Sie wurde von der Herzogin von Angoulême zur Zeit der Restauration gestiftet und eingeweiht. Aber sie wurde nie ganz vollendet, es fehlte am Geld für ihre Ausstattung. Die Mühle, die Kapelle, das Kruzifix und das Schloss an jenem fernen Wald — sie sind die Kennzeichen der Vendée.

Uns aber geziemt es, zu jenen Frühlingstagen des Jahres Dreiundneunzig zurückzukehren, die noch heute für die Vendéer Geschichte erster Ordnung sind, ihre Geschichte, von keinen späteren Ereignissen überstrahlt, von keinen spätern Katastrophen

überschattet, nicht vom glänzenden Imperium des großen Korsen, nicht vom Siebziger Krieg und den zwei Weltkriegen und der demütigenden deutschen Besetzung der letzten Jahre.

Der Aufstand der Vendée ist für die junge Republik der Dolchstoß in den Rücken. Sie hat nur wenige reguläre Truppen hier im Westen, von adeligen Offizieren befehligt, die den Eid auf die Verfassung ablegten. Da sind der Herzog von Biron in La Rochelle und der Marquis von Beauvau in Chôlet und der *çi-devant* Marquis de Quétineau in Thouars. Vor sich haben sie den Aufstand, hinter sich die Guillotine. Die Revolution ist streng, sie verzeiht ihren Generälen keine Niederlagen. Zu den Bauernführern der Vendéer hat sich der Landesadel gesellt, gezwungen meist, wie wir bereits wissen. Nun aber unterstellen sie sich willig dem Oberbefehl des Fuhrmanns Cathélineau, die Marquis de La Rochejaquelin, d'Elbée, de Lescure, Bonchamps, de Sapinaud, de Marigny und der Prinz von Talmont. Nur der Förster Stofflet in den Bergen von Anjou will für sich bleiben und der Eigensinnigste und Gefährlichste von allen, der Marquis de Charette de la Contrie im Marais und im Lande Retz.

Für die Republikaner beginnt ein ungewohnter Krieg. Sie sehen selten einen Feind in diesem Lande der Hecken und Büsche, der Waldstücke und Sümpfe. Wie Jäger auf ihr Wild lauern die Vendéer auf ihre Kolonnen. Sie lassen die Vorhut unbehindert passieren und die Seitenstreifen und sie lassen die Hauptkolonne bis zur Mitte vorüberziehen. Dann erst geben sie Feuer von allen Seiten aus ihren gut gewählten Verstecken und ihre Kugeln gehen nie fehl. Und wenn die Republikaner die Hecke, das Feldstück stürmen, ist niemand da. Aber aus dem nächsten Busch blitzt es wieder. Weichen sie langsam zurück, ist ihre Kolonne erschüttert, dann hören sie zu ihrem Entsetzen ein tausendstimmiges Geschrei von allen Seiten: «Marie-Jeanne, Marie-Jeanne!» Und sie sehen über alle Feldstücke dichte Bauernhaufen im Sturmschritt auf sich zukommen, diese Bauern und Jäger schießen im Laufen, viele haben Springstöcke, mit denen sie leicht über Hecken und Sumpf und Gräben setzen, meist haben sie ihre Holzschuhe von den Füßen geworfen, um besser laufen zu können und im Handgemenge sind sie schreckliche Gegner. So geht es den regulären, kriegsgewohnten Truppen. Sie können sich nur unter schweren Verlusten rückwärts wieder sammeln und nur einen geordneten Rückzug antreten, wenn sie Kavallerie bei sich haben und einige Kanonen. Aber die Nationalgarden sind meist verloren. Diese für drei, vier Wochen zum Dienst gepressten kleinen Händler, Drogisten, Krämer, Kommiss, Handwerker und Bäcker von Nantes, von Angers und Bordeaux wissen kaum ein Gewehr zu handhaben. Sie werfen alles weg beim ersten feindlichen Schuss und beginnen zu laufen, so sehr die alten Sergeanten fluchen. Die Vendéer sind schneller und sie kennen jeden Fußbreit Boden, ihnen den Weg abzuschneiden. Über Feld und Acker zu stürmen und mit

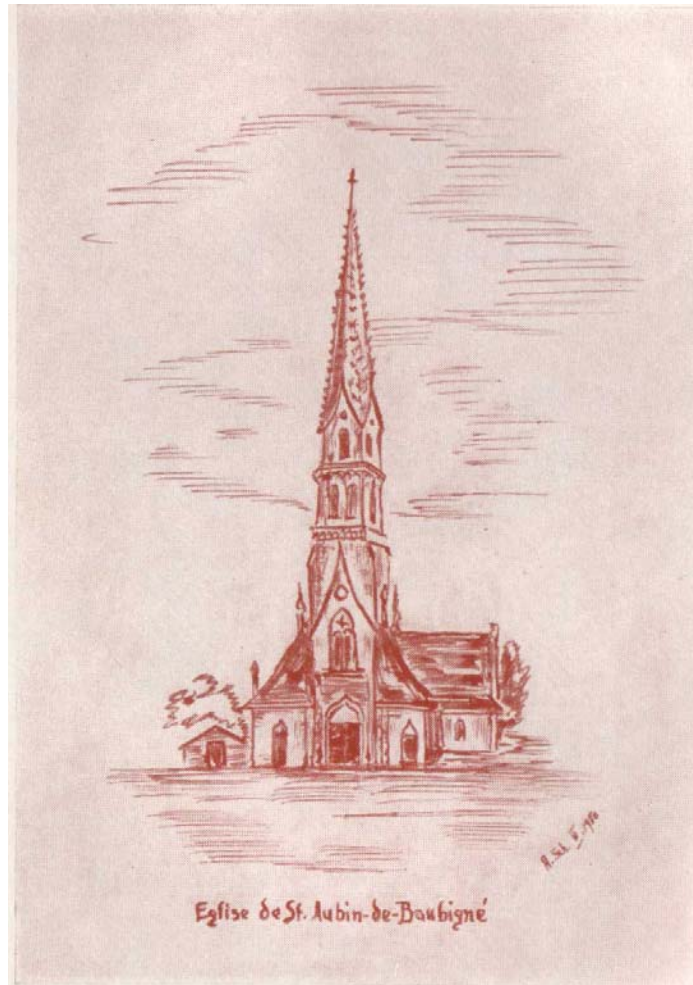
ihren langen Stöcken über hohe Hecken zu setzen, ist ihnen ein Spiel. Nur wenige dieser armen Nationalgardisten entkommen.

In mehr als hundert Gefechten und Schlachten und blutigen Scharmützeln wird die Republik geschlagen. Die Vendéer nehmen Tours und Roche-sur-Yon und Mothe-Achard, sie erstürmen Legé und Montaigu, Fontenay, Clisson und Chatillon. Es gibt eigentliche kleine Festungsstädte, wie dieses Montrevault, von der Evre auf drei Seiten umflossen wie unser altes Bern von der Aare. Ihre Belagerung ist kurz, meist dauert sie kaum einen Tag. La Rochejaquelin lässt sich von seinen Bauern auf die Schultern heben und übersteigt als Erster die Mauern. Er gilt bei Freund und Feind als kugelfest und da er immer ein rotes Halstuch trägt, tragen alle seine Bauern rote Halstücher. Sie sind der Schrecken der Republikaner. Gegenüber den Besiegten ist La Rochejaquelin großmütig. Er duldet keine Ausschreitungen. Als er Bréssuire nahm und de Lescure befreite, fiel General Quétineau in seine Hand. Vikar Barbotin und de Marigny verlangen vom Kriegsrat, daß dieser Renegat und ehemalige Marquis vor das vendée'sche Standgericht gestellt werde wegen Verrats an der Sache des Königs. Aber La Rochejaquelin stellt ihm frei, in die vendée'sche Armee überzutreten oder seiner Wege zu ziehn. Der fanatische Quétineau geht nach Paris, um sich zu verantworten und er wird auf der Guillotine sterben.

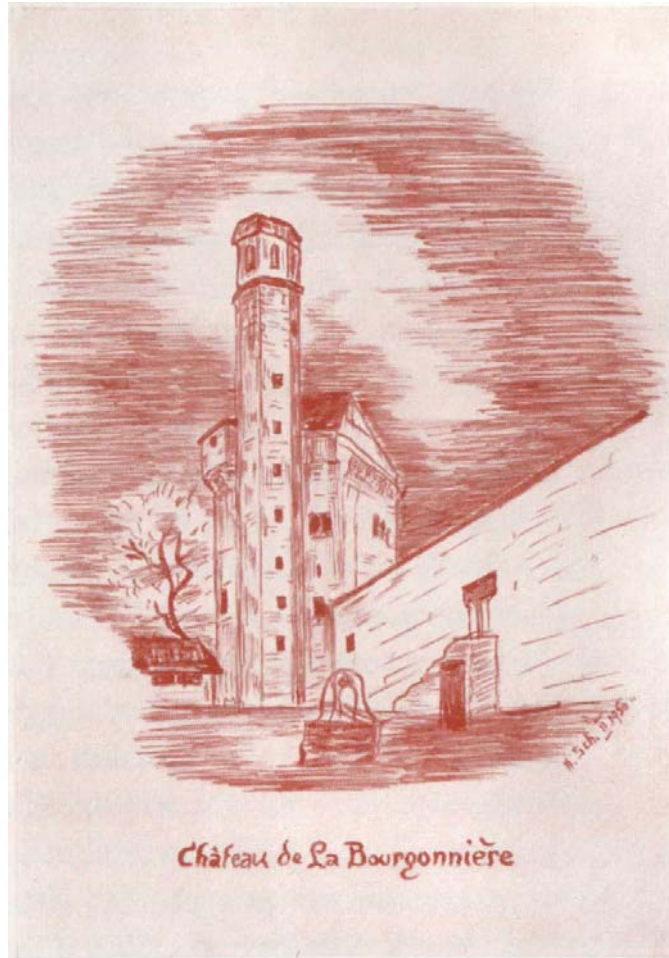
Die «Große königliche und katholische Armee», wie sie sich nun nennt, hat eine ordentliche Artillerie. Kanonen, die sie den Republikanern abgenommen, die sie aus den Arsenalen entführt. Jede hat ihren Namen — «Missionnaire», «St. Louis», «Dauphin», «Vengeance». Die Vendéer haben auch ihren Oberkanonier, Six-sous ist sein Name, er dürfte ihn kaum in der Taufe erhalten haben. Ein Riese von Gestalt, über den viel getuschelt wird. Doch der Vikar Barbotin nimmt ihn in Schutz. Oberkanonier sei er gewesen bei der königlichen Garde, er verstehe sein Handwerk, jedenfalls sei er jetzt willkommen. Auf den Galeeren sei er gewesen, munkeln einige, aber sie verstummen, als Cathélineau entscheidet, Vergangenes wolle man ruhen lassen. Von diesem Six-sous werden wir noch hören.

Auch der republikanische Kommandant von Cholet ist ein abgefallener Adelige, der vormalige Marquis de Beauvau. Für die Vendéer hat er nur Verachtung und er wird den «Briganten» zeigen, was es heißt, reguläre Truppen der Republik anzugreifen. Er will sie in offener Feldschlacht schlagen und rückt vor die Stadt. Mit dem Morgengrauen beginnt das Gefecht. Ganz allmählich und für die alten Soldaten ungewohnt. Wie sie immer vorrücken und kaum einen Feind sehen und doch aus allen Büschen ein verderbliches Feuer erhalten, beginnen sie zu wanken. Da sprengt Beauvau auf seinem Schimmel nach vorn: «Vorwärts, Kinder! Es lebe die Republik.» Tausend republikanische Soldaten raffen sich noch einmal auf,

aber so manche Hecke sie stürmen, sie stoßen ins Leere. Die vendée'schen Jäger fliehen und schießen wieder und mit dieser Taktik des ewigen Hinterhalts siegen sie. Der çï-devant Marquis de Beauvau stürzt, sein Schimmel rast durch die Reihen der Republikaner, seinen Reiter im Bügel zu Tode schleifend. Reiche Beute findet Cathélineau für seine Armee in Cholet. Große Lager an Artillerie-Kartouchen, aus denen seine Bauern Patronen verfertigen, viel Geld in Gold und Assignaten, das er unter sie verteilt.



Eglise de St. Aubin-de-Baubigné



Die Chouans

Wer den Vendéekrieg beschreibt, darf die «kleine Vendée» nicht vergessen — den Aufstand der bretonischen Bauern gegen die Republik, die Rebellion der «Chouans». Die große Vendée, das ist der offene, der ritterliche Krieg, die kleine Vendée, das ist der Hinterhalt, die List, die Tücke und die Unfassbarkeit, das ist der Krieg im Walde. Jean Gottereau ist es, der hier der Republik den Kampf ansagt, ein Ziegenhirt, Kleinbauer und Schmuggler aus St. Berthevin. Schmuggler war er schon zur Zeit des Königs und Schmuggel galt damals in der Bretagne als durchaus ehrbares Gewerbe. Jean Gottereau war der Schrecken der königlichen Zöllner und Finanz-Gendarmen. Sie waren es, die ihm seinen Übernamen gaben und ihn höhnisch Chat-huant (Nachteule) nannten, ein Spottname, der als «Chouan» auf die ganze bretonische Insurrektion überging. Jean Chouan konnte den heisern Eulenruf täuschend nachahmen und mit diesem rief er im Walde von Misdon seine Spießgesellen oder warnte sie vor den Gendarmen. Und nun ist es wieder der Schrei des Nachtkauzes, mit dem er die Bauern und Schmuggler zum Kampfe ruft wider die verhasste Republik, die ihre zentralistische Ordnung in die bretonischen Wälder und Heidedörfer tragen will. Während auf der Seite der Trikolore so viele abgefallene Adelige kämpfen, sind es hier im Westen die Bauern und Jäger, die Schiffer, Fischer und Schmuggler, die das in den Staub gesunkene Lilienbanner der Bourbonen aufnehmen. Jean Chouan ist ein fanatischer Anhänger des Königs. Und seine Zuneigung und Treue ist zugleich Dankbarkeit. Denn zweimal hat ihn der damalige König begnadigt. Wegen Schmuggels war er in seinen Jugendjahren ergriffen und zur Galeere verurteilt worden. Der König begnadigte ihn und steckte ihn unter seine Soldaten. Doch die militärische Disziplin widerstrebte dem freien Sohn der Wälder und er desertierte. Wieder eingefangen, wird er neuerdings zur Galeere verurteilt und wieder begnadigt und zudem lässt ihn der König laufen. Nun wird er der angesehenste Schmuggler der Bretagne, er kennt jedes Dorf und Weg und Steg und hat überall Freunde. Schmuggelte er unter der Monarchie Salz, so jetzt unter der Republik falsche Assignaten, Waffen und Munition. Das viele falsche Geld, mit dem plötzlich die Bretagne überschwemmt wird, fördert die «Chouanerie». Zu was soll sich der kleine Bauer und Ziegenhirt noch abplagen, wenn er das Zehnfache eines Jahresertrages seiner Mühen als Sold erhält, ganz ungerechnet die Beute? Und ist es nicht lustiger, mit Jean Chouan durch die Wälder zu streifen, auf die Blauen Jagd zu machen, tagelang in der Sonne zu liegen und nächtelang zu tanzen und zu trinken? Ganze Dörfer liegen verlassen da, mit Frau und Kind und dem wenigen Vieh sind die Bauern in die Wälder gezogen. Die bretonischen Wälder jener Jahre sind als Schrecken der Republik in die Geschichte eingegangen. Sie werden zu Maulwurfshaufen. Unterirdische Höhlen

werden zu Hunderten gegraben, ein Dickicht, Felstrümmer oder Geröll verdecken den Eingang. Fuchshöhlen sind's, mit Verbindungsgängen untereinander und weit entfernten Ausschlüpf-Löchern. Hier hausen sie mit ihrem Vieh, das sie tagsüber auf die Waldlichtungen treiben. Nahen die Blauen, dann pflanzt sich der warnende Eulenruf mit Windeseile durch Wald und Heide und alles verschwindet unter den Wurzeln der Bäume. Ist die republikanische Streife stark, dann regt sich nichts und die Soldaten stapfen missmutig durch den anscheinend verlassenem Wald, über die Köpfe der Chouans hinweg, ohne einen Feind zu sehen. Aber hinter ihnen wächst dieser geheimnisvolle Feind aus dem Boden. Gestalten mit langem, strähnigem Haar, in Ziegenfelle gekleidet, schleichen hinter ihnen her, sorgfältig von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch Deckung nehmend. Und wie nun die republikanische Truppe nach stundenlanger Streife den gegenseitigen Waldrand erreicht und sich sammelt, um über die Heide zu ziehen, da wird der eben ergebnislos abgesuchte Wald hinter ihr lebendig. Jeder Strauch sprüht Feuer und was von den Republikanern übrig bleibt, muß sein Heil in eiliger Flucht suchen. Ist aber die Streife schwach, dann verlässt sie den Wald nicht mehr. Dann sieht sie sich plötzlich umzingelt, wie aus dem Boden gewachsen stehen jedem Republikaner drei wilde Gestalten gegenüber und Dolch und Beil sind lautlose Waffen, die den Kameraden nicht warnen.

Die republikanische Verwaltung wird dauernd gestört. Hier wird ein Maire zu nächtlicher Stunde erschlagen, dort ein konstitutioneller Priester heimlich gerichtet, Postkutschen werden fast regelmäßig ausgeraubt trotz starker Bedeckung, Militärposten werden umzingelt und aufgehoben, die öffentlichen Kassen werden geplündert und die Papiere verbrannt, die Steuern werden nicht bezahlt und die Steuerregister vernichtet. Neben den Opfern aber liegt am Morgen immer als schreckliche Warnung das blutige Beil.

Die Götter haben Durst

Heute noch sitzt der vendée'sche Adel, soweit die Revolution ihn verschonte, auf den Schlössern, die der Bürgerkrieg nicht zerstörte. Wir sehen das stolze Schloss von Fonteclose bei La Garnache. Hier hielt sich der Marquis de Charette einen Hof schöner Frauen, die ihm als Amazonen dienten. Heute residiert hier der Marquis de Baudry d'Asson. Auf dem Schloss de La Chauvinière der Graf de Bremont d'Ars, im gewaltigen Schloss von Beaupréau der Herzog von Blacas, der heute noch zwanzig Rennpferde hält, auf dem feudalen Schloss von Brissac der Herzog von Brissac, dessen Ahne guillotiniert wurde, auf Schloss Bourgonnière die Vicomtesse gleichen Namens. Das lieblichste aber ist das Wasserschloss von Serrant. Hier lebt noch mit bald neunzig Jahren als Letzte ihres Stammes die Herzogin von Trémouille, eine Nachfahrin jenes Prinzen von Talmont, des vendée'schen Generals, den wir bereits erwähnten und der auf der Guillotine starb. Château Serrant liegt inmitten eines riesigen Parks mit prächtigen, uralten Bäumen und weiten Wiesenflächen. Rings um das Schloss ein breiter und tiefer Teich, über den zwei Brücken in einen großen Vorhof führen. Dieses Renaissanceschloss des ausgehenden sechzehnten Jahrhunderts mit seinen hellen Fronten und breiten Seitenflügeln und südlich-weißen Balustraden ist heute still und fast verlassen. Wie es früher war, erzählt uns der alte Gärtner: «1913 noch hätten Sie herkommen sollen. Da hatten wir hier im Schloss noch dreißig Diener und ungezählte Mägde. Da hatten wir acht Kutschpferde im Stall und zwanzig Reitpferde. Ein Leibkutscher war da und drei andere Kutscher und ein Dutzend Stallknechte und Gärtner. Den Leibkutscher hätten Sie sehen sollen, M'sieur! Das war ein Grandseigneur! Daß er seine weißen Handschuhe selbst anzog, das war gerade noch alles. Den Vierspänner musste man ihm hinstellen und an Beschirung und Wagen musste alles funkeln wie Gold, die Pferde mussten glänzen im Haar wie Seide, und die Zügel musste man ihm hinaufreichen. Ja, das waren noch Zeiten!» Heute sei das alles passé. Die Herzogin habe riesige Vermögen verloren. Und dann die Steuern, die Abwertungen und wieder die Steuern! Les Dieux ont soif! Es sei unmöglich, solche Schlösser noch zu unterhalten. Gottlob habe der Staat Château Serrant zum historischen nationalen Baudenkmal erklärt und damit den notwendigsten Unterhalt übernommen. Der Herzogin gehöre nominell das Schloss immer noch, ein Appartement sei ihr reserviert. Alles andere aber werde gegen kleines Eintrittsgeld dem Publikum zum Besuch freigegeben. Solche Abkommen mit dem Staat hätten viele Schlossherren als letzten Ausweg getroffen. — Nun, Schloss Serrant ist ein Kleinod auch innen. Achtzig Säle und Zimmer, ohne Mansarden und Dependenz, alle antik möbliert, die Wände mit prächtigen Gemälden und Gobelins behangen, eine Bibliothek von mehr als 20'000 Bänden, meist in Leder gebunden,

Teppiche und Nippsachen und alte Waffen, alles von unschätzbarem Wert. So hat sich denn die Republik mit den feudalen Schlössern ausgesöhnt, in ihrem wohlwogenen Interesse, wollen wir nicht unterlassen beizufügen, denn diese alten Adelssitze sind in den meisten Departements die Hauptanziehungspunkte für die Fremden. Ach hätte doch die Republik auch ein Einsehen mit den armen Windmühlen!

Daß diese feudalen Schlösser noch stehen, ist das nicht ein Wunder? Wenn man die alten Akten und Dokumente liest, ja, dann ist es ein Wunder! Der Nationalkonvent rast. Zu lange schon hat ihn diese Vendée herausgefordert, seine Armeen zurückgeschlagen, seine Kommissäre getötet und seiner Revolutionsjustiz getrotzt! Er erlässt die berühmte Proklamation an die Westarmee: «Soldaten der Freiheit! Die Räuber der Vendée müssen vernichtet sein, eh' der Mond sich erneuert! Das Wohl des Vaterlandes verlangt es, die Ungeduld des französischen Volkes gebietet es, euer Mut muß es vollbringen!» Und noch gibt es den Befehl des Wohlfahrtsausschusses an die republikanischen Generäle, im Nationalarchiv zu Paris nachzulesen: «Soldaten des Westens! Ihr müsst in dieses aufrührerische Land dringen, alle Städte, alle Dörfer, alle Schlösser, alle Scheunen, alle Vorräte, selbst die Hundehütten niederbrennen! Ihr müsst dieses Land zu einer Wüste machen, in der weder ein Vogel in der Luft, noch ein Fisch im Wasser, noch ein Wurm in der Erde sich regt!» Selbst seinen Namen wollen sie dem armen Lande rauben, es soll hinfort nicht mehr Vendée, sondern «Pays vengé» heißen. Die Götter haben Durst. Sie guillotinierten die Generäle, die sich schlagen ließen, den alten Quétineau, den schnauzbärtigen Custine, den unglücklichen Houchard und viele andere. Und sie schicken dieser Armee des Westens neue Truppen und auch zwei neue Gebieter, einen Narren und einen Finsterling. Den prahlerischen Brigadegeneral Léchelle als Obergeneral, den Abgeordneten Carrier als Prokonsul.

Der Priester

Es gibt hier Bahnlinien, die verlassen daliegen, die Schienen dem Roste zum Fraß, man hielt es nicht der Mühe wert, sie wegzunehmen, und zwischen den Eichenschwellen wuchern Distel und Nessel. Verlassene kleine Bahnhöfe zeugen vom schnellen Wandel unserer Zeit. Der Car hat den Verkehr an sich gerissen. Hier und dort mag noch ein Bahnaktionär über entwerteten Titeln grollen. Diese Cars, wenn sie — immer überfüllt — über die Landstraße flitzen, vertreten die neue Zeit. Wenn aber Hochwürden auf seinem Rad oder gar im Auto vorüberfährt, dann repräsentiert er die alte und die neue Zeit zugleich. Die Priester hier in der Vendée sind mit dem Volke verwachsen. Sie gehen auch mit der Zeit. So sehen wir an der Kirche von Maulévrier neben dem Messzettel fröhliche Badebilder angeschlagen und darunter die freundliche Einladung von Monsieur l'Abbé, dem kirchlichen Gymnastikklub beizutreten, und einmal sehen wir einen jungen Priester mit den Burschen des Dorfes Fußball spielen.

Vom Priester des Vendéekrieges haben wir bereits gesprochen. Der niedere Klerus hatte seinen Anteil an der Erhebung — den Hauptanteil, behaupten die republikanischen Historiker. Die Republik wollte den Priester auf ihre Art für sich gewinnen. Sie wollte ihn vom Zölibat befreien und zum Staatsbeamten machen. Aber sie nahm gleichzeitig der Kirche ihr Gut und erklärte es zum Nationaleigentum und verkaufte es. Sie schloss die Klöster und vertrieb die Mönche und Nonnen, die hier in der Vendée durchaus ehrbar lebten, das Land bebauten, Schulen und Spitäler betreuten und das Armengut verwalteten. Wie konnte der Priester dies alles billigen, ohne die Achtung seiner Pfarrkinder einzubüßen, wie konnte er das Mitleid mit den unschuldigen Opfern der Revolution verleugnen, wie konnte er den Königsmord sanktionieren, indem er sich in den Dienst dieser neuen Gewalt stellte? So verweigerte er den Eid, und die Dragoner kamen ins Dorf und nahmen ihn mit, wenn er nicht rechtzeitig in die Wälder entflohen. Hunderte versteckten sich, lasen zu heimlicher Nachtstunde ihren Bauern die Messe beim entlegenen Kruzifix, taufte und hörten Beichte. Nun ziehen sie mit ihnen, segnen sie, feuern sie an, und es gibt unter ihnen Eiferer, wie diesen Vikar Barbotin, und geborene Diplomaten, wie diesen Abbé Bernier, die Mitglieder des Kriegsrates werden.

Die Republik ist hinter die Loire zurückgewichen, «Monsieur Henri» hat sie bis unter die Mauern von Saumur und Angers verfolgt. Ach, wenn er tausend Reiter hätte, in einem Zuge würde er bis nach Paris traben, die Königin und den kleinen König aus dem schrecklichen Turm zu holen, nichts würde ihn aufhalten, nichts! Aber die Vendéesche Kavallerie ist wenig zahlreich, Bauern auf schweren Ackergäulen, denen sie einen Strick als Zügel durchs Maul zogen. Von Paris wollen sie nichts wissen. Paris ist so weit! Sie sehnen sich an den Pflug zurück. Der volle

Frühling ist da, dampfend dehnen sich die braunen Äcker dem Licht der Sonne entgegen und Cathélineaus Bauern lauschen sehnsuchtsvoll dem Ruf der Amsel. Er lässt sie ziehn. Am ersten Juni, nach der Heuernte, will man sich wieder besammeln. Die Republik hat Zeit gewonnen in ihrer schwersten Stunde. Sie ist gerettet.

Die Wäscherin

«Du wirst dich nicht fürchten, meine Tochter? Und du wirst den Weg finden?»

«Ich fürchte mich nicht. Hochwürden, und ich kenne den Weg.»

«Nun gut, alle Heiligen mögen dich beschützen. Halten dich die Blauen an, dann hast du nichts Verdächtiges auf dir. Die Botschaft kennst du und das geheime Stichwort. Bei Pornic, eine halbe Stunde hierwärts, wo das Kruzifix in den Dünen steht, wird die Barke an Land stoßen, wenn der Mond noch eine Handbreit über dem Riff steht. Du wirst den Mann hierher führen, er kommt direkt aus London und er hat wichtige Botschaft zu überbringen.»

«Ich werde alles wohl ausrichten, Hochwürden, an mir wird's nicht fehlen.»

«Und hüte dich auch vor Charette und seinen Leuten. Du weißt, wie er mit schönen Frauen umgeht, du kommst durch sein Gebiet.»

«Ich werde mich vor ihm ebenso hüten, wie vor den Blauen.»

«So geh, mein Kind. Gott beschütze dich und alle seine Heiligen.»

Noch lange schaut Abbé Bernier dem zierlichen, schlanken Mädchen nach, wie es dem abendlichen Himmel entgegen schreitet. Es hat nichts bei sich, als den langen Springstock der Leute aus dem Marais, um über Hecken, Zäune und Bäche setzen zu können und der auch als eine gute Waffe dient. Marie Chevel ist ihr Name, «eine Wäschenäherin von fünfundzwanzig Jahren, mutig und schön», wie sie Michelet beschreibt. «Bei den heimlichen Messen stand sie stets im weißen Kleid neben der weißen Fahne, sie wollte den Pfarrer von Machecoul aus dem Gefängnis befreien. Sie war Zwischenträgerin der Damen de Larochfoucauld und d'Epinay, die Amazonen Charettes waren», steht im Register des Amtsgerichts von Nantes noch heute nachzulesen. Nun nimmt sie zuversichtlich den weiten Weg von Montaigne ans Meer unter ihre bloßen Füße und dieser Weg wird sie, wie Abbé Bernier befürchtete, zu Charette führen. Ja, auch die andere Befürchtung trifft ein, am Ufer des Sees von Grandlieu sieht sie sich nach einer Wegbiegung einer Husarenstreife gegenüber. Sie will unbekümmert vorübergehen, aber drei Husaren reiten ihr in den Weg:

«Woher, wohin, Bürgerin?»

«Nach Bourgneuf, Bürger Sergeant, zu meiner Mutter. Sie ist krank.»

«Ach so, nach Bourgneuf. Weißt du nicht, daß dort die Briganten sind?»

«Das kümmert mich nicht! Ich habe nichts mit ihnen zu schaffen.»

«Aber sie vielleicht mit dir, Bürgerin! Charette lässt so hübsche Kinder nicht unbehelligt passieren. Stelle dich unter unsern Schutz. Wir werden dich nach Nantes führen, dort bist du vor allen Zudringlichkeiten sicher.»

«Ich will nicht, Bürger Sergeant, ich muß zu meiner Mutter.»

«Ach so, du willst nicht! Weißt du nicht, daß das Ungehorsam ist gegen die Republik, weißt du nicht, daß die Republik nicht spaßt? Sei vernünftig, es wird dir kein Leid geschehen, Bürgerin.»

Da, wie er vom Pferd herab nach ihr greift, stößt sie mit ihrem eisenbeschlagenen Stock nach ihm, dreht sich um und eilt in langen Sprüngen einer Hecke zu.

«Ha, Brigantin!» flucht der Sergeant und alle drei Husaren netzen ihren Rossen die Sporen ein, in einigen Galoppsprüngen haben sie sie eingeholt. Da blitzen Schüsse aus dem Gebüsch, die Husaren fallen, die Pferde bäumen sich und machen Kehrt, der Sergeant wird von seinem Rappen im Bügel nachgeschleift. Aus der Hecke tritt ein Herr. Er trägt Stiefel mit roten Stulpen, weiße Reithosen, einen violetten Rock mit hohem, umgelegten Kragen mit Goldbordüre, ein weißes Halstuch, eine breite silberne Schärpe, einen hohen Hut mit drei weißen Federn, die Regen und Wind zerzaust haben. Am Halstuch flattert ein sonderbarer Schmuck, eine kokette schwarze Schleife mit Goldflitter. «Er hatte kleine, schwarze, durchdringende Augen, eine hohe Stirn, eine Stülpnase, ein vorspringendes Kinn, einen flachen, wie einen Bogen gespannten Mund. Die Stülpnase und dieser Mund gaben ihm ein verwegenes Aussehen, das Aussehen eines kühnen Banditen. Sein Gesicht war von einer männlichen, schurkischen und militärischen Hässlichkeit, die alle Frauen verrückt macht.» So beschreibt Michelet den Marquis de Charette und wenn man das Bild von Lavachez betrachtet, wird man diese Schilderung des republikanischen Historikers nicht viel mildern können.

Marie Chevel betrachtet ihn erstaunt. Er zieht höflich seinen Hut und verbeugt sich:

«Das war zur rechten Zeit, Mademoiselle. Fürchtet nichts, Ihr steht unter meinem Schutz.»

«Wer seid Ihr, M'sieur? Ich danke Euch, aber lasst mich ziehen. Ich muß nach Bourgneuf.»

«Ei wie stolz! Wir gehen auch nach Bourgneuf und werden der schönen Dame Gesellschaft leisten. Und was habt Ihr denn in Bourgneuf zu tun?»

«Ich will meine Mutter besuchen, sie ist krank.»

«Gut, gut. Aber wisst Ihr, Mademoiselle, wir leben in gefährlichen Zeiten und da darf man auch so einem hübschen Kind nicht alles glauben. Doch wir werden das gleich haben. Viele meiner Leute sind in Bourgneuf zu Hause und werden Eure Frau Mutter kennen.» Und er wendet sich rückwärts zur Hecke: «Jacques Colin, Prumeau, kommt heraus!»

Die Büsche teilen sich und zwei Burschen treten hervor, die Flinten in der Faust, abenteuerliche Gestalten. Der eine hat langes, tiefschwarzes, strähniges Haar und ein Ziegenfell

umgebunden, der Zweite sieht aus wie ein Schiffer der Loire, er trägt auf seinem kahl geschorenen Kopf einen breitrandigen Hut.

«Die Demoiselle hat ihre kranke Mutter in Bourgneuf. Kennt Ihr sie?» Sie verneinen und er lächelt und reicht Marie Chevel galant den Arm:

«Kommt, Mademoiselle. Ich meine es gut mit Euch. Wir wollen die Sache noch besprechen.» Und zu den zwei Männern gewendet, stößt er mit der Stiefelspitze gegen einen der toten Husaren: «Schafft mir diese beiseite und den Dritten sucht. Es dürfen keine Spuren hinterbleiben. Herbei ihr Leute!»

Es regt sich ringsum in den Büschen und viele Männer mit Flinten treten auf den Weg heraus. Sie tragen die Husaren ins Gebüsch, derweil ihr Anführer Marie Chevel einige Schritte dem Weg entlang führt. Er lächelt wieder, wie sie stehen bleibt und ihn betrachtet:

«Wenn Ihr der Marquis de Charette seid, dann lasst mich ziehen! Ich diene dem König. Ich habe eine wichtige Aufgabe.»

«Die Aufgabe wird leichter sein, schönes Kind, wenn ich Euch mit meinen Leuten begleite und beschütze.»

«Sie wird völlig unmöglich sein, M'sieur! Im Namen des Königs, lasst mich meiner Wege gehn.»

«Nun gut. Ihr seid ein tapferes Kind. Ich will Euch sagen, wohin Ihr geht. An die Küste bei Pornic, eine halbe Stunde hierseits, beim großen Riff. Wenn in der nächsten Nacht der Mond noch eine Handbreit über den Zacken steht, werdet Ihr einen Boten des Grafen Puisaye erwarten. Sagt Eurem Abbé Bernier, daß der Marquis de Charette wohl informiert ist, was in seinem Gebiet vorgeht.»

«Woher wisst Ihr das, Herr Marquis? Wer hat uns verraten?»

«Ihr seid nicht verraten, Kind. Im Gegenteil. Geht jetzt ruhig. Ich werde Euch sichere und unsichtbare Beschützer mitgeben. Keine Husaren werden Euch etwas anhaben können. Ihr werdet den Boten empfangen und unbehindert zu Abbé Bernier führen. Dann aber, schöne Botin des Königs, werdet Ihr zurückkommen ins Marais. Wir führen hier den richtigen Krieg und wir führen ein lustiges Leben. Alle Abend tanzen wir. Wir tun alles mit Leidenschaft — töten, lieben, singen, beten. Wir leben ein schnelles Leben, denn überall steht der Tod. Aber wir meistern auch den Tod und wir werden den kleinen König auf den Thron des heiligen Ludwig zurückführen. Ich erwarte dich, Marie Chevel, Amazone des Königs.»

«Woher wisst Ihr meinen Namen? Nie werde ich zu Euch kommen, nie!»

«Du wirst kommen, schöne Blume des Bocage. Du wirst kommen, ehe der Mond sich erneuert. Nun geh unbesorgt, mein unsichtbares Geleite wird dir Schutz und Schild sein.»

Der Schuster

Immer wieder führt uns die Historie dieses Bürgerkrieges nach Nantes zurück. Die Vendéer haben Wort gehalten, und nun haben sie in zwei Monaten Sieg um Sieg an sich gerissen. Sie haben Angers genommen und Saumur und sie haben alle republikanischen Armeen zurückgeworfen. Nun wollen sie Nantes nehmen. Nantes, das bedeutet die Bretagne, die nur darauf wartet, sich auf die Seite des kleinen Königskindes zu stellen; Nantes, das bedeutet den freien Weg ans Meer, das bedeutet die Hilfe der Engländer, die vor der Reede von St-Nazaire kreuzen. Nantes liegt an drei Flüssen, die Sèvre und die Loire schützen es, die Erdre aber mit ihrem wenig tiefen, lehmigen Bett und den alten Klöstern und Adelspalästen und winkligen Gässchen, von hohen Mauern gesäumt, bietet dem Angreifer willkommene Deckung. Es ist der 28. Juli 1793. Die ganze Vendée hält die Stadt umklammert, sogar Charette ließ sich diesmal bewegen, mitzumachen. Schrecklich tönen die Kuhhörner rings um die geängstigte Stadt. Wir wollen die Schlacht um Nantes nicht beschreiben. Beinahe wäre sie gefallen. Cathélineau lässt den Hauptangriff auf der Straße von Rennes vortragen, er selbst mit seinen Getreuen aus Pin-en-Mauges durchwatet die Erdre und gelangt durch die winkligen Gassen unbemerkt bis zur Place Viarme. Hier ist es merkwürdig still, nur ein Schuster arbeitet in seiner Dachkammer. Er sieht die Vendéer aus der mauerumhegten Rue du Cimetière schleichen, er sieht den Anführer mit dem weißen Federbusch, er legt sein Gewehr auf das Fensterbrett und zielt bedächtig — der Federbusch sinkt, der Mann fällt, Cathélineau ist auf den Tod getroffen. Dieser Schuss trifft die Vendée mitten ins Herz. Sie hielt Cathélineau für kugelfest, und nun ist er tot. Die Hörner der großen königlichen und katholischen Armee rufen zum Rückzug. Eilig ziehen die Bauernhaufen ab, nur der Marquis de Charette bleibt trotzig noch vierundzwanzig Stunden und schickt von Zeit zu Zeit eine Kanonenkugel über die Loire. Unbekümmert feiert er ein Fest am jenseitigen Ufer, die Geigen spielen auf und seine Bauern und Jäger tanzen mit den Amazonen beim Lagerfeuer.

Er tanzt mit der Dame de Larochefoucauld, aber seine Augen wandern hinüber an den Rand der Lichtung. Dort steht ein zierliches Mädchen, üppige braune Locken fallen über ihr Mieder bis zum Gürtel, sie lehnt an ihrem Springstock und schaut träumerisch über die dunkle Loire nach den wenigen Lichtern von Nantes und wie nun Charette seine Dame an den Baumstamm zurückführt, auf dem die Amazonen sitzen, und auf sie zukommt, schrickt sie zusammen. Er verbeugt sich:

«Endlich kommst du, Marie Chevel. Ich heiße dich willkommen. Lange hast du gezögert.»

«Ja, ich komme, Herr Marquis, ich komme und werde nun bei Euch bleiben. Die Andern gehen zurück, mein Platz ist bei Euch. Wie wollen wir Paris nehmen, wenn wir vor Nantes zurückweichen?»

Er lächelt: «Wie trefflich du das sagst, schöne Amazone. Was liegt dir denn so viel an Nantes?»

«An Nantes? Gar nichts. Aber es hat viele Gefangene in der Stadt. Man muß sie befreien.»

«Ja, es hat viele Gefangene in der Stadt. Aber allein können wir Nantes nicht nehmen.»

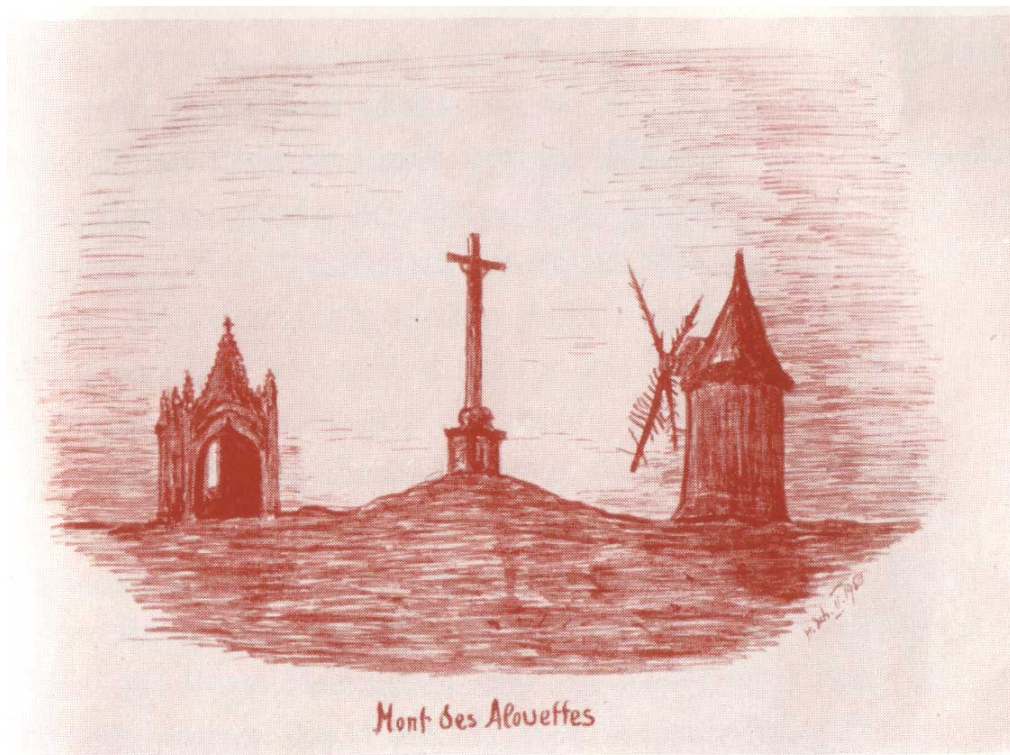
«So wollt auch Ihr abziehen, Herr Marquis?»

«Ja, auch wir. Aber wir werden wiederkommen und Nantes nehmen und Paris. Jetzt aber ist weit wichtiger, einen Hafen zu bekommen, den Zugang zum Meer. Du wirst das einsehen.»

Er reicht ihr den Arm und führt sie in die Runde, ein Menuett anzuführen.



Château Beauséau.



Tödliches Ringen

Das gewaltige Schloss von Beaupréau steht am Rande der kleinen Stadt und blickt mit seinen runden Türmen und fensterreichen Fronten hinab auf die Pferde- und Viehweiden an den flachen Ufern der Evre. Hier findet am 16. Oktober der Kriegsrat der Vendéer statt inmitten der schrecklichen Verwirrung. Seit dem missglückten Angriff auf Nantes haben sie nur Rückschläge erlitten. Saumur mussten sie räumen und Angers und das ganze nördliche Anjou. Die Republik hat Frieden bekommen auf ihren Grenzen, der Herzog von Braunschweig ist abgezogen und die Spanier sind hinter die Pyrenäen zurückgewichen. Sie hat Truppen freibekommen und zwanzig grimme Revolutionsgeneräle halten die Vendée umstellt und dringen mit ihren Kolonnen über die Loire vor. Ihr Weg ist gezeichnet durch die Rauchfahnen brennender Dörfer und Schlösser und einsamer Gehöfte und unzählbare Feuerlohen lassen zur Nachtzeit die Horizonte aufleuchten. Marquis de Bonchamps hatte vom sterbenden Cathélineau den Oberbefehl übernommen. Hunderttausend Vendéer lagern auf allen Gassen und Plätzen von Beaupréau, im freien Feld und im Wäldchen unter dem Schloss, sie haben ihr Vieh bei sich und ihre Wagen. Mehr als die Hälfte sind Frauen und Kinder, kampfunfähige Greise und Tausende von Verwundeten und Kranken. Ein schwerfälliger Tross. Es gibt da goldstrotzende Karossen mit Kutscher und Vorreiter, eingekeilt zwischen Bauernkarren, mit langhornigen Ochsen bespannt, und inmitten der Bauernhaufen suchen sich lange Züge von Nonnen in ihrer schwerfälligen Tracht einen Weg und Komtessen und Marquisen zu Pferd haben Mühe, vorwärts zu kommen.

Der Kriegsrat ist uneinig. Der Prinz von Talmont und der Vicomte von Autichamp wollen über die Loire setzen, die Chouans der Bretagne an sich ziehen und den Krieg mit neuen Kräften fortsetzen. Hier ist man verlassen, das halbe Land liegt in Asche, jedes zweite Dorf brennt. Dem widersetzen sich Larochejaquelin, d'Elbée, de Lescure und der Vikar Barbotin. Hier im Lande will man die Entscheidungsschlacht liefern und siegen oder untergehen. So wird beschlossen an diesem denkwürdigen Tag, an dem im fernen Paris die Königin auf einem elenden Karren zum Schafott fährt.

Zu gleicher Zeit tagt im nahen Cholet ein anderer Kriegsrat. Die Republikaner sind gestern kampflos eingezogen, Léchelle an der Spitze, dann die Abgeordneten Carrier, Merlin de Thionville, Francastel und ein Dutzend Kommissäre, die Generalität unter Führung Klébers. Léchelle ist unwillig, daß Kléber sofort einen Kriegsrat verlangt. Zu was denn? Die Briganten weichen ja überall zurück und er möchte sich jetzt gut tun an einer vollbesetzten Tafel. Doch Kléber beharrt und droht, sein Kommando niederzulegen. Er hat geheime Nachrichten, daß die Vendéer die Hauptschlacht liefern wollen, bevor sie über die Loire setzen, er möchte ihnen

zuvorkommen. Die Generäle und Merlin de Thionville stimmen zu, doch Léchelle ist der Obergeneral. Er hat seiner Lebtag nie eine Truppe kommandiert, denn er ist nur ein politischer General, und er entscheidet dahin, daß man die Vendéer hier erwarte, wenn sie wirklich kommen sollten, und daß man «majestätisch und in Massen ihnen entgegentrete». Kleber lacht bitter: «Gut. Aber um ihnen majestätisch gegenüberzutreten, wird es nötig sein, daß der Repräsentant Obergeneral hoch zu Pferd an der Spitze in die Schlacht reitet.» Léchelle spürt nicht den Hohn in diesen Worten, er lächelt geschmeichelt, doch Carrier wirft unter seinen buschigen Augenbrauen einen hasserfüllten Blick auf den General, der sich herausnimmt, der Abgeordneten des Konvents zu spotten.

Am nächsten Morgen in aller Frühe bricht die königliche und katholische Armee auf. Die Frauen und Kinder und Kampfunfähigen und der ungeheure Tross bleiben unter starker Bewachung zurück, auch viertausend gefangene Republikaner, die man in die tiefen Keller des Schlosses sperrt. So sind es nur zwanzigtausend Vendéer, die über diese niedrige Steinbrücke bei der Mühle ziehen, unter deren Bogen heute wie damals die Fluten der Evre träge dahin gleiten. Ihre adeligen Anführer reiten an der Spitze der einzelnen Haufen und beleben den Mut ihrer Bauern für diesen entscheidenden Tag, viele Priester marschieren mit und feuern sie an und versprechen ihnen die ewige Seligkeit nach dem Tode. Sie wissen, es geht um alles, um Haus und Herd, um diese geliebte Vendée, um Frau und Kind und um das eigene Leben. In allen Gemeinden bis an die Loire liest man die Messe und das Volk liegt auf den Knien und bittet den Himmel um Schutz und Beistand.

Um die Mittagsstunde erhalten die republikanischen Vorposten beim Wald von Cholet Feuer und werden zurückgetrieben. Die Glocken von Cholet beginnen Sturm zu läuten. Am bretonischen Platz ist das Hauptquartier, im Hause des Spezierers Masnard. Eine lange Tafel ist aufgetragen und die Abgeordneten und Generäle haben sich eben zum Mittagessen versammelt. Der Alarm kommt völlig unerwartet, selbst für Kléber, der den Angriff erst auf den achtzehnten erwartete. «Zu Pferd, Bürger Abgeordnete! Die Briganten sind da!» ruft er und stößt seinen hochlehnigen Stuhl zurück. Léchelle wird bleich, er nimmt Masnard am Arm und führt ihn abseits: «Bürger, meine Mission ist wichtig. Die Republik will nicht, daß ich mich der Gefahr aussetze. Zeige mir ein sicheres Versteck.» Der Spezierer führt ihn in den Hinterhof zu einem Schuppen mit Holz und leeren Fässern, in deren eines sich der tapfere Obergeneral der einen und unteilbaren Republik verkriecht. Auch Carrier möchte im Trubel des plötzlichen Aufbruchs verschwinden, aber der Husarenoberst Marceau nimmt ihn am Arm und sagt höhnisch: «Dein Pferd, Bürger Konsul, steht bereit. Gib ein Beispiel, wie man für die Republik stirbt!» Carrier wirft

ihm einen Blick tödlichen Hasses zu, nur widerwillig folgt er ihm auf den Platz und klettert mit seiner Hilfe in den Sattel. Wir werden noch von ihm hören.

Die blutigste Schlacht des Vendéekrieges beginnt, zwanzigtausend Bauern stürzen sich mit Todesverachtung auf die wohl geschulten vierundzwanzigtausend Soldaten der Republik. Die Republikaner werden geworfen und sammeln sich wieder, die Vendéer werden geworfen und sammeln sich wieder. Bonchamps wird auf den Tod verwundet und nach Beaupréau zurückgetragen, d'Elbée wird schwer verletzt und auf wochenlangen Umwegen nach der Insel Noirmoutier gebracht, de Lescure fällt und de Marigny, fast alle adeligen Führer fallen, nur der blondlockige Larochejaquelin, der seinen Hengst mitten in die republikanischen Bajonette spornt, scheint gefeit gegen den Tod. Mit dem sinkenden Abend ist die Vendée geschlagen. In eiliger Flucht gehen die Vendéer zurück nach Beaupréau. Larochejaquelin deckt mit vierhundert seiner Bauern den Rückzug. Die Frauen und Kinder und den ganzen Tross hat der Abbé Bernier auf die Kunde von der Niederlage hin auf Saint Florent in Marsch gesetzt, um über die Loire zu flüchten.

So kehren auch wir nochmals zurück nach dem hochgelegenen St. Florent und wieder schweift unser Blick von der Bastion über diesen stolzen Strom, der hier viele Inseln bildet, kleinere, mit struppigen Wäldchen besetzt, größere, die burgartige Bauerngehöfte tragen. Gegenüber liegt Varades, ein Nest von wenigen Häusern, die vier Tage, die nun folgen, haben seinen Namen in das Buch der Geschichte geschrieben. Hunderttausend Vendéer lagern in und um St. Florent und immer neue Flüchtlinge strömen hinzu. Zwei Dutzend Kähne sollen sie hinüberschaffen nach Varades, eine Brücke gab es nicht. Kléber möchte diesen Übergang verhindern und allem auf einmal ein Ende machen, er hat seine ganze Kavallerie auf St. Florent angesetzt, doch Larochejaquelin bereitet ihr mit seinen Jägern im buschreichen Vorgelände einen blutigen Empfang. Den sterbenden Marquis de Bonchamps hat man auf einer Bahre hergebracht und hier, wenige Stunden vor seinem Tode, hat er seinen Namen unsterblich gemacht. Die Kirche von St. Florent ist verrammelt, die viertausend Gefangenen von Beaupréau hat man hineingetrieben. Wir müssen zwar annehmen, daß die meisten im Klosterhof nebenan untergebracht waren, denn diese Kirche kann unmöglich viertausend Menschen fassen. Nun, die Vendéer wollen diese viertausend Gefangenen über die Klinge springen lassen, denn sie können sie nicht weiter mit sich schleppen. Wir dürfen diesen verzweifelten Bauern nicht einmal große Vorwürfe machen, denn längst haben die Republikaner die Parole ausgegeben, keinen Pardon zu gewähren. Doch der schwer verletzte Bonchamps hört den Tumult und er lässt sich auf seiner Bahre vor dieses Kirchenportal tragen und richtet sich mühsam auf und erhebt beschwörend seine Hand: «Liebe Freunde, Gnade den Gefangenen! Im Namen des Königs! Ich, euer General befehle es!» Murrend weichen die Bauern zurück, aber keiner wagt, dem sterbenden Generalissimus zu widersprechen.

Und so sehen wir denn vier Tage und vier Nächte lang diese schwer beladenen Kähne hinübersetzen über die Loire mit Frauen, Kindern, Vieh und Wagen und der ganzen Armee. Auch Bonchamps wird hinübergerudert und man zeigt am andern Ufer heute noch beim Weiler de la Meillerie die niedrige Hütte des Fischers Bélion, in dessen Stube er am 18. Oktober 1793 abends seinen letzten Seufzer tat. Ein kleines Kreuz über der Tür und eine Inschrift bezeugen es. Der Letzte, der St. Florent verlässt, ist Henri de Larochejaquelin. Er reitet langsam zum Ufer hinab, als bereits die ersten Kléberschen Husaren auf der Bastion erscheinen. Kein Kahn ist mehr da. Er drängt seinen Hengst in die Wellen der Loire und sein treues Tier trägt ihn schwimmend hinüber. Er ist nun Generalissimus der großen königlichen und katholischen Armee und er wird sie in der Bretagne zu ungeahnten Siegen führen bis nach Le Mans, auf dem

halben Wege nach Paris. Von da weg aber wird es eine sterbende Armee sein, flüchtend bis Angenis und Savenay und dann in der Nacht des Todes sich verlierend. Nur wenige werden ihre Vendée wieder sehn.

Der Prokonsul

Carrier's Verhalten in der entscheidenden Schlacht von Cholet kennt man aus seinem Prozess. Widerwillig ist er mit dem Stab Klébers vor die Mauern von Cholet geritten. Der furchtbare Lärm des Kampfes, «als ob zehntausend Tambouren trommelten» erschreckt ihn so, daß er sein Pferd zur Flucht wendet. Aber das Pferd will nicht und Carrier ist ein schlechter Reiter. So gleitet er eilig aus dem Sattel, so eilig, dass er dem Pferd den Zaum vom Kopfe reißt. Die Soldaten der Republik betrachten missbilligend dieses Ausreissen, ja, sie machen Miene, dem Abgeordneten mit dem dreifarbigem Federhusch und der dreifarbigem Schärpe den Weg zu versperren, aber Kléber ruft laut und vernehmlich: «Lasst den Bürger Repräsentanten passieren. Er wird nach der Schlacht töten!» Carrier eilt der Stadt zu, er wirft seinen Hut mit den trikoloren Reiherfedern fort, er entledigt sich seiner Schärpe und seiner Amtsinsignien, alles hat man am andern Tage gefunden. In Cholet verirrt er sich in einer Sackgasse, klettert über eine Mauer und lässt sich in einen Garten hinter den alten Festungsbastionen fallen. Zwischen zwei Dunghaufen wird er den ganzen Nachmittag und die Nacht in Angst zubringen.

Am frühen Morgen ist der Kriegsrat wieder im Hause Masnards versammelt. Er ist uneins, wie immer. Léchelle ist aus seinem Fass hervorgekrochen und führt das große Wort: «Die Vendée ist tot! Wir haben den Auftrag des Konvents erfüllt. Ich habe bereits einen Bericht an den Wohlfahrtsausschuss gesandt.» Kléber kann nicht an sich halten: «Du irrst, Bürger Léchelle! Die Vendée ist nicht tot!»

Léchelle wird unwillig: «Wenn ich, der Obergeneral, sage, daß die Vendée tot ist, dann hast du das zu glauben, General!»

«Gut, Bürger Repräsentant, ich glaube es, genau wie ich glaube, daß du sie getötet hast.»

Merlin de Thionville mischt sich ein. Er war der einzige Abgeordnete, der am Kampfe teilnahm, sich der Flucht entgegenstellte, eigenhändig eine Kanone bediente: «Streitet euch nicht. Wer Recht hat, wird sich weisen. Wo bleibt denn Carrier?»

Der Husarenoberst Marceau lacht und legt Hut und Schärpe und Amtssiegel auf den Tisch: «Das haben meine Leute heute früh gefunden. Der Bürger Konsul ist wahrscheinlich im tapfern Kampf gefallen.»

«Nein, er ist nicht gefallen», meldet sich eine Stimme von der Türe her und Carrier tritt ein, nimmt mit einer brüsken Geste die Schärpe an sich und legt sie um, dann das Amtssiegel an der Kette und seinen Hut: «Ich bin nicht gefallen, obgleich es sehr nahe stand. Das Pferd wurde unter mir erschossen.»

«Sorge dich nicht, Bürger Repräsentant», höhnt Marceau, «dein Pferd ist vom Tode auferstanden. Meine Husaren haben es ohne Zaum gefunden. Es steht zu deiner Verfügung, die Schlacht ist nämlich vorüber.»

«Bürger Oberst, hüte deine Zunge!», zischt Carrier, «du weißt, es gibt Berichte über Widerspenstige!»

«Berichte über den Obersten Marceau finden sich in allen Rapporten über die Schlachten gegen die Briganten», erwidert stolz und selbstbewusst Marceau und wendet sich ab.

Eine Stafette wird gemeldet. Die Meldung des Vorposten Generals Beaupuy über das Eintreffen der viertausend freigelassenen Republikaner, die ihr Leben der Fürsprache des sterbenden Bonchamps verdanken.

«Das ist edelmütig», sagt Kléber laut, «aber unsere Anordnungen darf es nicht ändern. Man schicke diese Leute zu ihren Bataillons.»

«Halt, was sagst du da, General», braust Carrier auf. «Du wirst ein Namensverzeichnis erstellen lassen. Diese Soldaten der Republik haben sich von den Briganten gefangen nehmen lassen, sie haben die Republik verraten, man muß ein Exempel statuieren!»

Da stößt Kléber zornig seinen Pallasch auf den Boden: «Gut, Bürger Repräsentant. Wir werden das Verzeichnis erstellen lassen, unter der Bedingung, daß auch ein Verzeichnis erstellt wird von allen denjenigen, die sich vor der Schlacht verkrochen haben.»

Merlin de Thionville schlichtet: «Warum streitet ihr euch angesichts des Sieges? Schreibe einen Bericht nach Paris, Bürger Léchelle. Man soll dekretieren, daß inskünftig Soldaten, die sich gefangen nehmen lassen, strafbar sind.»

«Und Deserteure!» fügt Kléber zornig hinzu.

«Deserteure sind zu allen Zeiten strafbar, General. Man braucht das nicht neu zu dekretieren. Bedenke aber, daß es verdienstlich sein kann, wenn sich die Verantwortlichen nicht unnütz den Gefahren der Schlacht aussetzen.»

«Ja, bedenke das, bedenke das, General!» fällt Léchelle selbstgefällig ein. «Irgendein Bauer kann mich, den Obergeneral, töten, irgendein elender Bauer. Was wäre das?»

«Gleichheit, Bürger Léchelle. Aber vielleicht würde er dich nur gefangen nehmen, dann wäre das Brüderlichkeit. Vielleicht würde er dich laufen lassen, dann wäre das Freiheit — Freiheit von niedrigen Rachegefühlen, wie der edle Bonchamps gegenüber unsern Soldaten», stellt Kléber fest.

«Hüte dich, General!» funkelt hasserfüllt der Prokonsul, «du verherrlichst einen Oberanführer der Räuber. Du predigst die Konterrevolution. Du machst dich verdächtig!»

«Ich schlage die Konterrevolution im offenen Felde. Du aber, Bürger Carrier, du mordest sie im Dunkeln und machst sie unsterblich.»

Carrier will auffahren, aber Merlin drückt ihn in seinen Lehnssessel zurück; «Ruhe jetzt! Wollt ihr die Republik entzweien? Sind wir hier beisammen, um zu streiten oder zu beraten? Stehen wir nicht noch vielen Schwierigkeiten gegenüber? Die Vendée ist tot, sagst du, Bürger Léchelle. Aber vielleicht ist sie nur scheintot. Vielleicht kann sie wieder aufleben! Nützen wir den Sieg. Handeln wir!»

Und nun verfassen sie den «Bericht der vereinigten Repräsentanten und Generäle der Westarmee» an den Nationalkonvent in Paris und eine eilige Stafette geht ab. Am nächsten Tag schon wird der Konvent zu einer außerordentlichen Sitzung zusammenberufen, um von dem Siegesbericht mit enthusiastischer Freude Kenntnis zu nehmen und der Beifall will nicht enden, als Barrère diesen Bericht schließt mit den Worten: «Tiefe Einsamkeit liegt über dem Lande, das die Rebellen bewohnten. Man kann tagelang gehen, ohne einen Menschen, eine Hütte, ein bebautes Feld zu sehen. Denn die wenigen festen Städte ausgenommen, haben wir hinter uns nur Asche und Leichen gelassen. Es gibt keine Vendée mehr!»

Der Weg durchs Meer

Les Sables d'Olonne wirst du lieblich finden, lieber Leser, und es wird dir eine freudige Überraschung bieten, sofern du es von der Landseite erreichst. Eine alte Stadt mit einem Binnenhafen, der eigentlich das nahe Meer gar nicht vermuten lässt. Aber dann steigst du nur wenige Gassen hinab und ganz plötzlich trittst du aus dieser Enge und vor dir öffnet sich die Unendlichkeit, ein weiter sandiger Strand zieht sich im Halbbogen hin und der Ozean wirft sanfte, kräuselnde Wellen darüber weg. Zur Ebbe kannst du stundenweit hinauswandern auf dem weichen Meeresgrund und wenn die Flut wiederkommt, vermagst du gemächlich vor ihr zurück zu schreiten. Daß die Vendéer die Stadt nie nehmen konnten, ist unverständlich, denn keine Wehrmauern beschützen sie. Doch hier kommandierte ein finsterer General, Tuncq ist sein Name. Viel später erst wird er der Kriegskunst Charettes erliegen.

Die Insel Noirmoutier ist nur zur Zeit der Flut eine Insel. Weicht das Meer zurück, dann gibt es eine Straße frei, übersät mit Muscheln, Seesternen und allerlei Getier, mit Schilf und Algen. Die Straße ist gepflastert, sie mag heute ordentlich breiter sein, als damals, an jenem 20. Oktober Dreiundneunzig, als Charette sich mit seinen Bauern hierseits in die Dünen legt im ersten Morgengrauen. Er wartet bis eine Stunde vor der Flut, dann springt er auf und weist mit seinem Degen nach den roten Felsen von Noirmoutier, die im rollenden Ozean liegen. Eilig ziehen sie über den «Gois». Wehe dem Wanderer, den die Flut auf diesem Pfad durchs Meer überrascht, sie kommt daher mit der Schnelligkeit eines galoppierenden Pferdes. Alle fünfhundert Schritte sind heute hohe Masten am Weg mit Rettungskörben. Charette wählt diese Stunde, um sich selbst und seinen Bauern den Rückzug abzuschneiden. Nun heißt es siegen oder sterben, und wie die Letzten das Ufer der Insel erklettern, reicht ihnen die Flut bis an den Hals. Noirmoutier wird im Sturm genommen, achthundert überlebende Republikaner werden nach Bouin hinübergeführt. Da trifft die Kunde von der Hinrichtung der Königin Marie-Antoinette ein, und sie wird hier grausam gerächt. Die Ufer von Pornic sind steil. Bei Ebbe kann man da zehn Meter hinunterklettern. Der Fels der Riffe ist fast schwarz von der ewigen Brandung, nur wenn die Abendsonne sie küsst, sind sie wie scharlachroter Samt. Charette lässt die achthundert Gefangenen hierher führen und erschießen. Er schickt darüber ein Protokoll an den Wohlfahrtsausschuss in Paris und fordert damit die Republik zur ungeheuerlichsten Rache heraus. Der Konvent rast. Er befiehlt dem General Haxo bei seinem Kopfe «die Insel Noirmoutier wieder zu nehmen oder sie im Meere zu ersäufen».

Das Irrlicht

Der größte See von Frankreich ist der Lac de Grand-Lieu. Er ist so groß wie der Zugersee. Seine Ufer sind flach und sumpfig und riesige Moore breiten sich stundenweit an seinen Ufern. Ihr Grund ist trügerisch. Nur bei Passay führt eine Strasse bis an den schilfreichen Strand. Seit zwei Stunden suchen die dreißig Republikaner mit ihrem jungen Offizier einen Weg. Auf die große Straße, die von Machecoul nach Bouaye führt, trauen sie sich nicht, denn da zirkulieren Charettes Banden. Die Soldaten sind müde und missmutig, es dunkelt schon und bis nach Nantes ist noch ein weiter Weg. Immer, wenn sie glauben, dem richtigen Pfad zu folgen, hört dieser plötzlich auf oder versinkt einfach unter ihren Tritten und sie waten knietief in gurgelndem Morast, der wie mit Saugarmen nach ihnen greift. Der Offizier weiß, wenn er nicht vor der Nacht festen Grund erreicht und den richtigen Pfad, dann sind sie verloren. Er spricht seinen Soldaten, die in langer Einkerne ihm folgen, Mut zu. Da, als er eben wieder das Kommando gibt, um-zukehren und die lange Kolonne sich mürrisch dreht, ruft plötzlich ein Soldat: «Hallo, Kapitän, dort springt jemand!» Und fast gleichzeitig sehen sie alle im letzten Abendleuchten eine hüpfende Gestalt, die in langen Sprüngen an einem Stock über das Moor setzt. Es muß eine Frau sein. Zwei, drei Soldaten pfeifen durch die Finger, andere schlagen ihr Gewehr an, aber der Offizier befiehlt ihnen, nicht zu schießen: «Seid ihr des Teufels? Wollt ihr uns die Briganten auf den Hals laden? Diese Frau wird uns den Weg zeigen.» Und er ruft durch die hohlen Hände und sie sehen, wie die Springerin stehen bleibt und herüber schaut. Die Soldaten winken ihr und nun nimmt sie Richtung auf sie zu. Sie könnte ebenso gut fliehen, denn in diesem Zwielficht und auf so weite Distanz ist ein unsicheres Treffen. Aber sie scheint völlig unbekümmert. Das Moor muß ihr gut bekannt sein, sie wählt augenscheinlich jedes Mal die Stelle, auf die sie ihren Springstock hinsetzt und sie kommt in großen Zickzacksprüngen auf sie zu. Nun ist sie schon ganz nahe und bleibt an den Stock gelehnt stehen, ein zierliches, schönes, schlankes Mädchen, ihre braunen Locken fallen in reichen Wellen über die einfache Tracht der Bäuerinnen des Marais. Ihre Stimme ist hell und furchtlos, als sie fragt:

«Was wollt ihr, Bürger Soldaten? Habt ihr euch verirrt?»

«Ja, wir haben uns verirrt, Bürgerin», erwidert der Offizier. «Du wirst uns den Weg zeigen.»

«Wo wollt ihr hin?»

«Nach Bouaye, Kind.»

«Da dürft ihr nicht hin, dort sind Charettes Leute. Ihr müsst hart am See bleiben bis nach La Roderie, dann hat's keine Gefahr mehr.»

«Also, wirst du uns führen?»

«Ich werde euch führen bis ans Ende des Moors. Von dort weg könnt ihr nicht fehlen.»

«Gut, gut, Kind. Du machst dich um die Republik verdient. Sicher bist du eine gute Patriotin.»

«Das tut nichts zur Sache. Ich will euch führen, weil ihr in Not seid. Ich würde auch die Vendéer führen, wenn sie in dieser Lage wären.»

«Ja, mit wem hältst du es denn?»

«Mit euch nicht und mit den Vendéern auch nicht. Ich hasse den Krieg.»

«Ja, das ist etwas anderes. Also, du wirst uns führen, obschon du die Republik nicht liebst?»

«Ja, ich will euch führen, denn ihr seid arme Soldaten. Eine halbe Stunde müsst ihr zurück. Es gibt dann einen Pfad hart am Ufer hin. Es hat nur vier unpassierbare Stellen, aber mit dem Springstock da werden wir alle hinüber kommen. Dann geht's leicht voran bis nach La Roderie. Kommt.»

Und sie setzt sich mit dem Kapitän an die Spitze. Er hat viel zu fragen.

«Wie heißest du, schönes Irrlicht im sumpfigen Moor?»

«Spottet nicht, Bürger Offizier. Das Moor ist gefährlich. In der Nacht ist es mörderisch.»

«Also, wie heißest du?»

«Marie-Jeanne.»

«Marie-Jeanne? Das ist ja das Feldgeschrei der Briganten.»

«In der Vendée heißen viele Mädchen Marie-Jeanne.»

«Also bist du eine richtige Vendéerin?»

«Ja.»

«Was denkst du von der Republik?»

«Nichts Gutes.»

«Was bist du denn? Du bist doch keine çï-devant! Keine Aristokratin!»

«Meine Mutter war Wäscherin und ich bin Wäscherin. Wir sind arm.»

«Also siehst du. Und dein Vater?»

«Ich habe ihn nie gekannt. Er wurde erschossen, als ich zur Welt kam.»

«Erschossen?»

«Ja, als er Salz nach Nantes brachte.»

«Also war er ein Schmuggler?»

«Er war ein Ehrenmann. Er hat sein Salz nach Nantes gebracht und die Finanz-Gendarmen haben ihn unterwegs erschossen.»

«So, so! Du bist arm und deine Mutter ist arm und deinen Vater haben sie erschossen. Die königlichen Gendarmen haben ihn erschossen wegen ein paar Pfund Salz! Unter der Republik wäre ihm das nicht geschehen. Aber du bist dennoch gegen die Republik, die diese Ungerechtigkeit aus der Welt schafft.»

«Um Schlimmeres an ihre Stelle zu setzen.»

«Schlimmeres? Was gibt es denn Schlimmeres, als dem Kinde den Vater zu erschießen?»

«Wenn man tausend Kindern ihre Väter erschießt, die Mütter ermordet, das Haus anzündet und sie ins Verderben treibt. Das alles tut ihr im Namen eurer Republik. Und ihr tut noch mehr. Ihr nehmt uns unsern Gott.»

«Wir tun das nur, weil ihr uns dazu zwingt. Weil ihr nicht unter der Republik leben wollt, die euch von den Lasten des Feudalismus befreit. Hat sie nicht den Zehnten abgeschafft und die Frohn und alle die drückenden Rechte der Grundherren? Und als Dank dafür bekämpft ihr uns bis auf den Tod. Eure Priester hätten nur den Eid leisten müssen und sie wären unbehelligt geblieben.»

«Ihr habt neue Lasten an die Stelle der alten gesetzt. Harte Steuern an Stelle des Zehnten, ihr habt die Frohn abgeschafft, die einige Tage im Jahr dauerte und ihr wollt dafür unsere jungen Männer in eure Uniform zwingen und in den Tod schicken, der ewig dauert. Von unsern Priestern verlangt ihr den Verrat und den Meineid. Alles im Namen der Freiheit und Gleichheit und Brüderlichkeit. Eine Freiheit in Ketten, eine Gleichheit im Tode, die Brüderlichkeit Kains!»

«Du beleidigst die Republik, Bürgerin. Ich müsste dich in Haft nehmen, wenn...»

«Wenn ihr nicht auf meine Hilfe angewiesen wäret, Bürger Offizier.»

«Nun gut, du wirst uns aus dem Sumpf führen und ich werde deine Beleidigungen vergessen. Warum bleibst du stehen?»

«Hier ist die erste Stelle, wo wir hinübersetzen müssen. Ich gehe zuerst und werfe euch den Stock zu, Ihr folgt und so alle ändern.»

Es dauert lange bis alle mit Hilfe des Stockes hinüber sind, denn die Soldaten sind keine geübten Springer und einige landen im Morast, in den sie sofort bis an den Gürtel versinken und nur mühsam mit dem langen Stock herausgezogen werden. Es ist inzwischen völlig Nacht geworden. Langsam stapfen die Soldaten in langer Kolonne dem Mädchen nach und der Offizier scheint seine Gedanken zu haben, er spricht kein Wort mehr. Der Mond ist aufgegangen, eine schmale Sichel nur, sie vermag die Finsternis des Moores nicht zu erhellen. Da gebietet die Vendéerin Halt:

«Nun kommt die schwierigste Stelle. Zweimal müsst ihr springen. Nach dem ersten Sprung werdet ihr bei einer großen Distel Fuß fassen, aber ihr müsst gleich weiter springen, weil der Boden dort nicht sehr lange hält. Jeder soll genau auf seinen Vorgänger achten. Vergesst nicht, den Stock weit genug zurückzuwerfen.»

Der Offizier hat Bedenken:

«Wohin führst du uns? Meine Soldaten sind keine Frösche. Ist dieser verfluchte Weg die einzige Möglichkeit?»

«Es gibt keinen andern. Nur Mut. Und achtet genau, wie ich absetze.»

Ehe der Offizier noch eine Einwendung machen kann, nimmt das Mädchen seine zwei Schritte Anlauf und schwebt am Stabe durch die Finsternis. Die Soldaten hören das Aufklatschen ihrer nackten Füße, das Weitersetzen des Springstockes und nochmals das Landen, dann wird es still. Sie warten auf das Zurückwerfen des Stockes, aber nichts regt sich. «Hallo, Bürgerin! Wo bist du? Wirf deinen Stock zurück!» Sie lauschen angestrengt in die Nacht, nichts ist zu hören, nur der Wind rauscht leise im Schiff.

«He, Marie-Jeanne, bist du gestürzt? Gib uns ein Zeichen», ruft wieder der Offizier, aber alles bleibt still.

«Sie hat uns verraten. Sie ist eine Vendéerin», lässt sich hinter dem Offizier der Sergeant hören, «der Teufel hole diese verfluchten Weiber! Soll ich ihr eine Kugel nachsenden?»

«Bist du toll? Damit wir hier in des Teufels Küche kommen. Sicher ist Charette nicht weit! Hallo Bürgerin, hörst du uns nicht? Gib uns ein Zeichen!» Wieder lauschen sie und halten den Atem an und nun hören sie weit weg aus einer ganz andern Richtung ihre helle Stimme:

«Soldaten der Republik, hört ihr mich?»

«Ja, ja, was soll's?» ruft der Offizier zurück.

«Hinter euch ist der Tod! Vor euch ist der Tod! Unentrinnbar! Ohne Gnade!»

«Ha, verfluchte Brigantin! Noch leben wir», knirscht der Offizier und wieder hören sie die Stimme, entfernter noch als vorhin:

«Über euch ist die Vendée! Über euch ist der Herr von Charette! Fünfhundert verbrannte Dörfer, zehntausend ermordete Kinder schreien nach Vergeltung! Es lebe der König!»

«Teufelin!» zischt der Offizier und da die Stimme aus der Ferne verstummt, wendet er sich an seine Leute:

«Langsam zurück, Immer nahe aufeinander. Kein Wort und keinen Lärm.»

«Aber wie kommen wir über die Untiefe ohne den Stock?» fragt der Sergeant.

«Wir werden sehn. Es ist eine Stunde bis hin. Nur nicht auf der Stelle bleiben! Wahrscheinlich liegen sie hier irgendwo im Hinterhalt.»

Es geht keine Stunde weit, einige hundert Schritte nur, da ruft der Spitzenmann sein «Halt». Der Pfad endet im tiefsten Morast. Es ist völlig unmöglich für Unkundige, sich in stockdunkler Nacht in diesem Labyrinth zurecht zu finden. Der Offizier sieht das ein:

«Legt die Tornister ab. Jeder bleibe an seiner Stelle. Macht die Gewehre bereit. Wir müssen hier das Morgengrauen abwarten.»

Sie kauern sich nieder auf diesem schmalen Weg des Grauens und starren in die Finsternis. Nichts ist zu hören, als hier und dort das Glucksen des Wassers und das leise Rauschen im Schilf. Langsam verrinnt die Zeit und die Soldaten frösteln. Da meldet sich einer aus der Mitte der langen Reihe: «Kapitän, ich kann hier nicht bleiben. Der Boden weicht. Meine Schuhe sind voll Wasser.»

«Meine auch», meldet sich ein Zweiter, ein Dritter.

«Rückt ein wenig beiseite», befiehlt der Offizier, «es muß gehen. Wir können nicht weiter und nicht zurück, bevor der Tag kommt.»

«Ich kann nicht beiseite rücken», meldet sich die erste Stimme wieder, «neben mir ist es noch schlimmer».

«Welch ein verfluchtes Land», schimpft der Sergeant.

«Die Vendée», bemerkt resignierend ein alter Soldat.

«Pays vengé» flüstert der Schilf, p a y s v e n g é...

*

«Schlafet Ihr, Herr Marquis?»

«Ja — nein. Komm herein, Maria.»

«Dreißig Mann sitzen fest. Zwischen dem ersten und zweiten Stocksprung am äußern Pfad. Dreißig Mann und ein Offizier.»

Charette erhebt sich von seinem Lager, er ist voll angezogen, wie immer, wenn er auf Außenposten weilt. «Gut, gut, Maria. Mit dem Morgengrauen werden wir dort sein.» Er nimmt die Kerze vom Kaminsims und stellt sie auf den Tisch. «Sicher bist du durstig. Komm setz dich zu mir, schöne Meldegängerin.»

«Der Offizier ist noch jung. Er wird nicht gerne sterben», wirft sie ein und ihre dunklen Augen schimmern im Kerzenlicht.

«Na, niemand stirbt gerne, Maria. Also, er ist noch jung und du hast dich in ihn verliebt?»

«Nein, Herr Marquis. Ich hasse ihn. Ich hasse ihn, weil er die Uniform der Mordbrenner trägt. Aber irgendwie bedaure ich ihn, ihn und alle, die in diesem Kriege sterben müssen.»

«Nun gut, Maria. Dann verhärte dein Herz. Denke an die Unschuldigen, die sie zu Tausenden auf ihre Guillotine schicken, denke an die niedergebrannten Dörfer, an die hingemordeten Mütter und Kinder, an die Zehntausende von Waisen in diesem Lande. Und wenn dir das noch nicht genügt, ihnen jedes Mitleid zu versagen, dann denke an die Priester, die sie vom Altar weg in ihre Verließe schleppen und töten, dann denke an die Königin und ihre Leiden bis zum Ende, und dann denke an unsern kleinen König, den sie vielleicht in dieser Stunde zu Tode quälen. Wie glücklich und friedlich war dieses Land und was haben sie aus ihm gemacht? Eine Wüste, eine Einöde, und sie prahlen damit!»

«So ist es, Herr Marquis», sagt sie leise, «und deshalb müssen sie sterben».

Er zieht sie an sich und löscht die flackernde Kerze: «Komm Maria. Drei Stunden geht's noch bis zum Hahnenschrei. Laß uns schlafen.»

*

Die Außenwachen von Nantes betrachten verwundert den bekrusteten und verstaubten jungen Offizier, dessen Uniform man kaum noch erkennt unter dem Schmutz, der ihnen aber das Losungswort zuruft, worauf sie ihn passieren lassen. Er allein ist dem Scharmützel am frühen Morgen im Sumpf von Grand-Lieu entronnen, über den See geschwommen und auf vielen Umwegen zurückgekommen nach Nantes. Es ist der Artillerie-Hauptmann Lamberty, wir werden ihm noch begegnen.

Nieder zur Hölle

Die Engländer vertun ihre Zeit mit echt englischen Fragen — ob diese Bauernhaufen achtbare Führer haben, ob sie einen sichern Hafen zur Verfügung halten können? — und so. Charette hat die Insel Noirmoutier und von hier wäre der Sprung auf das Festland leicht. Aber der Graf von Artois hat Bedenken, das Schwert umzugürten und vom sichern London nach der höchst unsichern Vendée zukommen als Statthalter des Königs. So beschließen sie wieder einmal, mit Truppenlandungen noch zuzuwarten und Geld zu schicken. Echtes und Unechtes. Englisch Gold und ganze Ballen falsche Assignaten. Das englische Gold ist im Vergleich zu den entwerteten Assignaten der Republik unwiderstehlich.

Am zwanzigsten Oktober ist die republikanische Armee nach der siegreichen Schlacht bei Cholet nach Nantes gezogen und hat den Prokonsul Carrier mitgebracht. Seine Mission ist exakt und doch vieldeutig umschrieben. Die ist in den Akten des Wohlfahrtsausschusses noch heute nachzulesen und kommt uns nach hundertfünfzig Jahren wieder unheimlich aktuell vor. Er hat die Weisung: «die politische Führung zu säubern (purger) von allen schlechten Einflüssen (de toutes les mauvaises humeurs) die darin zirkulieren». Wie alle Deputierten in Sendung ist er mit unbeschränkten Vollmachten ausgestattet — «revêtus de pouvoirs illimités». Mit ihm ist der Konventsdeputierte Francastel beauftragt, da das Gesetz vorschreibt, daß immer zwei Deputierte zusammen regieren, einer den andern kontrollierend und in der Führung der Geschäfte abwechselnd. Ja, diese anscheinenden Sicherheiten gegen Willkür sind noch verstärkt durch die Vorschrift, alle Wochen einen Rechenschaftsbericht an den Konvent und täglich ein Journal an den Wohlfahrtsausschuss in Paris zu senden. All das wird nicht eingehalten und das Unheil nimmt seinen Gang. Francastel fasst wohl zusammen mit Carrier die ersten Beschlüsse, aber bald geht er nach Anger und für die ganze Loire- Inférieure bleibt als alleiniger Diktator der finstere Carrier. Seine sporadischen Berichte sind noch vorhanden, sein erster lautet: «Ich werde hier einige Tage bleiben und bereits heute einige Hauptschuldige füsillieren lassen. Es braucht schreckliche Exempel der Verfolgung der Briganten.»

Es ist wahr: Nantes, diese reiche Stadt der Schifffahrt und des Handels, in der sich seit zwei Jahrhunderten die Reichtümer aus allen Erdteilen häufen, liegt träge und untätig und seit der Revolution hat das Elend um sich gegriffen. Die Kapitäne der fremden Schiffe kommen nicht mehr die Loire herauf, ihre Versicherungsverträge abzuschließen, die Schiffer fahren nicht mehr aus, die Fischer wünschen nicht ihr Leben einzusetzen um lumpige Assignaten, die Industrien sind stillgelegt, der Handel liegt darnieder, die Reichen sind geflohen und haben ihre Häuser im Stiche gelassen, ihre Dienerschaft ist brotlos und vermehrt die Zahl der Arbeitslosen und an die

Stadtmauern brandet der Vendéekrieg. Die Stadt ist übervölkert durch die Flüchtlinge, die Gefängnisse sind überfüllt, die Not schaut aus allen Ecken. Und in dieses Chaos soll dieser Carrier Ordnung bringen. Er tut es auf seine Art. «Wir müssen die Zahl der hungrigen Mäuler reduzieren. Entleeren wir die Gefängnisse!» ist seine verbrecherische Parole. Vorerst will er sich eine Schutzwehr schaffen. Er rekrutiert sie aus dem Abschaum der großen Stadt, ehemalige Galeerensträflinge, Diebe, Räuber stellen die Mannschaft zur «Kompagnie Marat». Dazu ein Reiterkorps von Negern, die scharenweise aus dem revolutionären Domingo kommen. Ein Kreole ist ihr Kommandeur, Jean-Jacques Goullin, ein Bluthund und Dandy zugleich. Er bezieht den Palast der Madame de Coutances, die sich der Revolution unterzog und nun doch ins Gefängnis wandert, um zu verderben. Über die drei Lokal-Verwaltungen der Munizipalität, des Distrikts und des Departements setzt Carrier das Revolutionskomitee. Vorsitzender ist ein Renegat, der frühere Prokurator des Königs, Bachelier. Als Präsidenten des Revolutionstribunals wählt er einen abgefallenen Adligen: François-Anne-Louis-Phélippe de Coatgoureden, Baron de Tronjolly. Dieser beeilt sich, seinen Namen zu republikanischer Kürze zu kupieren: Phélippe Tronjolly. Früher war er königlicher Prokurator zu Rennes, dann königlicher Kommissär zu Paimboeuf. Immerhin dürfen wir anerkennen, daß er, soweit seine Macht reichte, die Rasereien Carriers milderte, ihm meist mit großem Mute widersprach, Tausende vor dem Verderben rettete und wesentlich zum Sturze des Diktators beitrug. So muß die Geschichtsschreibung seinem Namen eine versöhnliche Note geben.

Wir wollen hier die Herrschaft Carriers in Nantes nicht ausführlich beschreiben. Sie war kurz und schrecklich — vom 20. Oktober 1793 bis zum 15. Februar 1794, exakt hundertundachtzehn Tage. Hundertachtzehn Tage, die in der Geschichte der Stadt und der Vendée an Not und Tränen und grauenvollem Leid mehr wiegen, als hundertachtzehn friedliche Jahre. Es gibt da leider nur wenige Lichtblicke, so objektiv zu sein wir uns bemühen. Da ist der Nagelschmied Proust zu nennen, ein enragierter Republikaner und Mitglied des Revolutionskomitees, bis er diese Charge entrüstet vor des Diktators Füße wirft. Er hat selbst fünf kleine Kinder, aber er entreißt sechs weitere dem Henker und nimmt sie zu eigen an. Da sind viele unbekannte Männer und Frauen, die kleine vendée'sche Waisen retten, obgleich Carrier die Todesstrafe für jeden deklariert, der «kleine Briganten» der rächenden Justiz entzieht.

Die Place du Bouffay ist unversehrt, zum Teil die nämlichen Häuser und in der Mitte der Rückfront ein alter Palast umstehen sie. Gehst du vom Bahnhof zur Stadt, wirst du an ihr vorüber schreiten. Hier stand die Guillotine und verschlang täglich neunzig Menschen. Doch das genügt dem Schrecklichen nicht, am Strand der Loire wird mit dem Säbel gerichtet und füsiliert

und er veranstaltet die weltberühmten Noyaden. Alte Kauffahrteisschiffe werden mit Priestern gefüllt, später auch mit Frauen und Kindern, in die Strömung der Loire hinaus gestoßen und durch Axthiebe leck gemacht. Sie versinken im Dunkel der Nacht mit ihrer traurigen Fracht und die Henker auf ihren schlanken Booten retten sich ans Land. Die alten Häuser am Strand stehen noch, die diese «noyeurs» ans Ufer steigen sahen, an ihren verwitterten Mauern hallten die Gutenachtwünsche wider, wenn sie sich verabschiedeten, als ob nichts Besonderes geschehen wäre. «Welch ein revolutionärer Strom ist diese Loire», triumphiert der düstere Carrier, «l'Ange Exterminateur» --- «der Vertilgungsendel», wie das angstbebende Volk seinen Prokonsul flüsternd nennt.

Die genaue Zahl dieser nächtlichen Noyaden ist unbekannt geblieben. Im Prozess gegen Carrier glaubte das Gericht nach vielen widersprechenden Zeugenaussagen dreißig nachweisen zu können. Doch dürfte die Zahl, die der Präsident des Nanter Revolutionsgerichts, Tronjolly, nannte, der Wahrheit am nächsten kommen — dreiundzwanzig. Die erste findet am 16. November 1793 statt und führt neunzig Priester in den eisigen Tod der Wellen — neunundachtzig, um es genau zu sagen, ein einziger kann sich retten, Abbé Landeau, der Pfarrer von St. Lyphard. Wir werden ihm noch begegnen. Dann folgen umfangreichere Noyaden und die grässlichste von allen, die vom 23. Dezember mit achthundert Opfern jedes Alters, vom Greis bis zum Säugling und beiderlei Geschlechts. Und es folgen jene abscheulichen «kleinen Expeditionen» mit Saufgelagen und Orgien, an denen der Prokonsul teilnimmt. Einige wenige ausgewählte Opfer werden mit an Bord eines kleinen Schiffes geschleppt, das eilig vom Quai stößt, um ruhig in der Mitte des silberglitzernden Stromes dahinzugleiten. Dann werden die «republikanischen Hochzeiten» gefeiert. Die Gefangenen hat man all ihrer Kleider beraubt und paarweise werden sie nun an Deck geholt, lauter schöne, junge Leute. Nackt werden sie Gesicht an Gesicht aneinandergefesselt und durch Carrier oder einen seiner Spießgesellen unter gotteslästerlichen Reden «getraut», oft dauert ihre Agonie des Todes recht lange, wenn es sich um ein besonders schönes Paar handelt, um das die Henker die Carmagnole tanzen. Dann werden die Unglücklichen über Bord geworfen und die «Marats» treiben ein neues Paar die Falltreppe hinauf, derweil die Zecher ihr «ça ira» singen. Auch die Zahl der Opfer dieser Massenertränkungen konnte nie genau festgestellt werden, die republikanischen Historiker bis zu Thiers wollen nur fünftausend zugeben, die royalistischen behaupten fünfzehntausend, im Prozeß schwankten die Angaben zwischen sieben- und zwölftausend, die Wahrheit dürfte in der Mitte liegen und neutrale Berichterstatter bestätigen sie — zehntausend.

Nantes, damals eine Stadt von neunzigtausend Einwohnern, erstarrt im Schrecken vor einem einzigen Tyrannen und seinen Schergen, jener Kompanie Marat, die nur siebenzig

Mörder zählt. Die Zivilbehörden, der Maire, das Militär, die Nationalgarden, die Polizei, die Volksgesellschaft, ja selbst das Revolutionstribunal erzittern, wenn der Prokonsul erscheint, die trikolor Schärpe umgetan, den Hut mit den dreifarbigen, buschigen Federn auf seinem schmalen Kopf, den Säbel in der Faust, umgeben von seinen Bravi. Er, der notorische Feigling in der Schlacht, bringt durch sein bloßes Erscheinen alte Militärs zum erbleichen, wie jenen Hauptmann Binet, einen Graukopf mit vielen Auszeichnungen, der später im Prozeß aussagte: «Wir waren einfach von Furcht gelähmt. Immer trug ich zwei Pistolen auf mir, eine, um den Mann niederzuschießen, der mir die Hand auf die Schulter legen wollte, die andere, um mir damit eine Kugel in den Kopf zu jagen.» Nantes, diese einst so frohe, weltoffene Stadt, ist eine Burg des Schweigens geworden. Keiner traut dem andern. Keiner geht aus dem Hause, aus seinem Schlupfwinkel, wenn er nicht muß. Der Freund misstraut dem Freund, der Bruder dem Bruder, man geht stumm und mit abgewendetem Blick aneinander vorbei. Rollt ein Karren zu nächtlicher Stunde über das Pflaster, dann erbleichen die Männer, dann zittern die Frauen, dann weinen die Kinder hinter verriegelten Türen und Fenstern.

So sehr wir wünschen, diese schaurigen Blätter der Revolutionsgeschichte rasch zu überschlagen, gebührt es sich doch, sie im Rahmen dieser Erzählung kurz zu beleuchten. Denn wahrlich, wir wissen aus unserer Zeit, daß sich seit jenen fernen Tagen Revolution und Gewaltherrschaft nicht gemildert haben und daß das altrömische Sprichwort für Zeiten politischen Umbruchs an seiner schrecklichen Wahrheit nichts einbüßte — homo homini lupus — der Mensch ist des Menschen Wolf. So wollen wir dem großen republikanischen Historiker und Staatsmann Thiers noch das Wort geben: «Die Loire war angefüllt mit Leichen; wenn die Schiffe Anker warfen, zogen sie oft Fahrzeuge voll ersäufter Menschen in die Höhe. Raubvögel bedeckten die Ufer und ästen sich an menschlichen Leibern. Die Fische waren wie gemästet von einer Nahrung, welche es gefährlich machte, sie zu essen, und die Munizipalität sah sich genötigt, das Fischen zu verbieten. Zu diesen Schrecknissen kamen noch die Hungersnot und eine Seuche.»

«Auge um Auge»

So unbeschränkt Carrier in Nantes wütet, sein Machtbereich ist beschränkt. Er beherrscht nur das rechte Ufer am Unterlauf der Loire. Zwischen Angers und Laval schlägt Larochejaquelin schon wieder seine siegreichen Schlachten, das linke Ufer ist das Gebiet Charettes, dessen Amazonen und Jäger bis vor die Stadttore von Nantes streifen. Charette führt nun einen grausamen Krieg der Vergeltung. Wehe den Blauen, die in die Hände seiner Bauern fallen, dreimal Wehe dem Kommissär, dem Beamten der Republik, dem vereidigten Priester. Ihr Tod ist gewiss --- ach, wäre es ein schneller Tod! Vertilgen Carriers Schergen die Vendéer und Royalisten durch Ersäufen, so nehmen Charettes Bauern grausame Rache. Sie verbrennen die gefangenen Republikaner, sie graben sie ein bis an den Hals und halten Scheibenschiessen nach ihren Köpfen, ja, sie sind sehr erfinderisch, den Tod ihrer Frauen und Kinder und ihre niedergebrannten Dörfer zu rächen. Sogar für die «republikanischen Hochzeiten» haben sie ihr Gegenstück und wir müssen zugeben, es entbehrt nicht der Ritterlichkeit. Irgendein gefangener Kommissär oder republikanischer Maire wird, umgetan mit seiner trikoloren Schärpe, in den Kreis des Lagerfeuers geführt. Hier wird er entfesselt und es werden ihm zwei scharf geschliffene Degen zur Auswahl vorgelegt. Er darf unter zehn Amazonen Charettes eine wählen, mit der er sich ums Leben schlagen wird --- «Mariage des lis-blancs» — «Hochzeit der weißen Lilien», nennen es die Leute Charettes und klatschen in die Hände und jubeln, wenn so ein Beamter oder gar ein Maire oder Kommissär höchst ungeschickt einen der Degen in die Hand nimmt, denn kaum einer von ihnen versteht etwas vom Fechten. Die Amazonen aber, diese jungen adeligen Damen niedergebrannter Schlösser, brennenden Hass im Herzen und unter dem feierlichen Gelübde, die Königin zu rächen, spielen oft stundenlang mit Hieb und geschickter Parade mit ihren ungeschickten Gegnern, bevor sie ihnen mit lautem «Vive le roi!» den Todesstoß geben. Ja, täglich schicken sie ihre hohnerfüllten Zweikampfforderungen nach Nantes, indem sie auf Pfeile geheftete Herausforderungen über die Mauern fliegen lassen. Und sonderbar, oft nehmen die Republikaner diese ritterlichen Herausforderungen an, so der Waffenschmied Meuris, der beste Fechter von Nantes. Er ist ein ruhiger Mann und glaubt seiner Sache sicher zu sein. Er stellt sich bei den Vorposten mit zwei Sekundanten und gebietet dem vielen Volk, zurückzubleiben und sich nicht einzumischen. Drüben sieht man aus dem niedrigen Wald drei Reiter hervorkommen, zwei halten an, der dritte kommt in schlankem Trab bis auf zwanzig Schritt heran, dann zügelt er seinen Rappen:

«Im Namen des Königs! Wird der Kampf angenommen und ohne Falsch und Hinterhalt?»

«Im Namen der Republik, eins und unteilbar. Er wird angenommen ohne Falsch und auf Ehre.»

«Wer nimmt den Degen und in wessen Namen?»

«Hauptmann Meuris von der Nationalgarde und im Namen der Republik eins und unteilbar.»

«Angenommen. Hier nimmt den Degen Madame la Marquise de La Rochefoucauld, im Namen des allerchristlichsten Königs von Frankreich und Navarra, Ludwig des Siebenzehnten.»

«Stellt einen Mann. Ich fechte nicht mit Weibern.»

«Wir haben gefordert und Ihr habt angenommen. Fürchtet Ihr Euch, Hauptmann Meuris?»

«Zum Teufel, nein. Aber der Zweikampf ist eine Sache zwischen Männern.»

«Wir wiederholen unsere Frage: Fürchtet Hauptmann Meuris, sich mit der Amazone unseres allerchristlichsten Königs zu messen?»

«Nein, zweimal nein. So sei es denn!»

«Zweikampf bis zum Tode?»

«Zweikampf bis zum Tode!»

Der Vendéer grüßt kurz, wendet sein Pferd und galoppiert zu seinen Begleitern. Aus dem tiefern Gehölz kommt wieder ein Trupp Reiter, an ihrer Spitze eine schlanke Reiterin, den Hut mit weißen Federn auf der Fülle ihrer goldblonden Locken. Sie schwingt sich aus dem Sattel und kommt raschen Schrittes auf die Republikaner zu, gefolgt von zwei vendée'schen Offizieren. Der Zweikampf beginnt unverzüglich, ohne jede Begrüßung und weitere Formalität. Die Amazone ficht leidenschaftlich und schnell, Hieb und Stich folgen sich scheinbar ohne Parade und doch weiß sie sich gegen die wohl gezielten Vorstöße von Meuris zu decken. Sie ficht immer schneller und auch der Republikaner kommt nun allmählich ins Feuer. Er schlägt rasch hintereinander zwei Finten und stößt dann direkt gegen das Herz der Amazone, die diesen plötzlichen Ausfall nur halb parieren kann und der der Degen von Meuris in die Schulter dringt.

«Ist's genug?» fragt der ritterliche Meuris und zieht seinen Stahl zurück.

«Bis in den Tod!» erwidert hart und entschlossen Frau La Rochefoucauld und dringt sofort wieder ungestüm auf ihn ein. Es ist, als ob die empfangene Wunde ihren Degen noch beschleunige, Meuris muß sich fast ausschließlich auf die Parade beschränken. Und nun ist es die Amazone, die blitzschnell zwei Finten schlägt und dann mit Vehemenz zustößt. Meuris fällt. Der Degen ist ihm mitten ins Herz gedrungen. Seine Sekundanten springen hinzu, ihn zu stützen, die Republikaner hinter der Sperre brechen in ein Wutgeheul aus und wollen vorwärts

stürmen, aber in einigen Galoppsprüngen sind die Vendéer zur Stelle mit den drei ledigen Pferden, die Marquise und ihre beiden Sekundanten schwingen sich hinauf und die ganze Eskorte verschwindet in raschem Galopp.

*

Carrier erleichtert, wenn er Charettes Namen hört. Und dann bekommt er einen seiner gefürchteten Wutanfälle, bedroht selbst seine Maitressen mit dem Degen, schimpft mit grässlichen Flüchen auf die Generäle. Nur einer von diesen ist sein Liebling. Er hat ihn selbst zum General gemacht. Es ist jener junge Hauptmann Lamberty, den wir im Sumpf von Grand Lieu so knapp den Kugeln von Charettes Jägern entgehen sahen. Bevor Carrier nach Nantes kam, war Lamberty ein ehrlicher Mann, Wagenbauer und daneben Hauptmann der Nationalgarde. Nun ist er Carrier vollständig verfallen, er ist seine rechte Hand, einer der berüchtigsten noyeurs, er ist in kurzen Wochen zum Verbrecher abgesunken. Warum musste dieser junge Mann in Carriers Hände fallen? Er war trotz allem nicht ohne Tugenden, jedenfalls hatte er eine Tugend, die sonst bei Fanatikern selten ist, er besaß persönlichen Mut. So geht er festen Schrittes die Treppe des Palastes de la Villestreux hinan, wo der Prokonsul wohnt, dem man eben den Tod von Meuris berichtete und der eine seiner schlechten Stunden hat. Lamberty tritt dem Wütenden furchtlos gegenüber.

«Ha, du kommst endlich!» ist die Begrüßung. «Der Teufel soll Euch alle holen. Man sollte euch Epaulettierte alle auf die Guillotine schicken. Wie lange noch muß mir dieser verfluchte Charette mit seinen Weibern auf der Nase herumtanzen?» Und es folgt eine lange Reihe gemeinster Flüche.

Lamberty zuckt mit keiner Wimper: «Was befehlst du, Bürger Prokonsul?»

«Was ich befehle, was ich befehle? Muß ich immer befehlen, damit ihr etwas tut, ihr Hunde! Diesen Charette soll man mir herbeischaffen, lebendig oder tot, hörst du?»

«Du beliebst zu scherzen, Bürger Prokonsul. Charette ist keine Katze, die man dir in einem Sack bringen kann.»

«Ach so, ach so! Zu was habe ich dich denn zum General gemacht, he? Um Pfaffen und Weiber zu ersäufen? Dazu brauche ich keine Generäle. Das kann jeder miserable Lumpenhund, verstehst du! Aber mir diesen Briganten herbeischaffen, das kannst du nicht!»

«Ich sage nicht, daß ich es nicht kann. Ich sage aber auch nicht, daß ich es kann. Ich werde es versuchen, Bürger Prokonsul.»

«Versuchen, versuchen! Ein General der Republik hat nicht zu versuchen. Er hat einen Befehl auszuführen, zum Teufel, und tut er es nicht, dann haben wir die Guillotine, verstehst du?» und wieder folgt eine Kette von Flüchen.

«Ich werde es versuchen. Mehr kann ich nicht sagen. Glückt es mir nicht, so kannst du mich immer noch guillotiniert lassen.»

Carrier fuchtelt dem unerschrockenen Lamberty mit der Faust vor dem Gesicht herum, aber plötzlich ist er wie umgewandelt. Seine langen, affenmässigen Arme senken sich, er bietet Lamberty einen Stuhl und schenkt ihm Wein ein: «Gut, lieber Freund, komm setz dich. Trink ein Glas Wein. Also, du wirst versuchen, mir diesen Briganten zu fangen. Ich gebe dir Vollmacht. Du kannst so viele Truppen mitnehmen, als wir hier in dieser verfluchten Stadt entbehren können...»

«Das ist aussichtslos, Bürger Konsul. Was haben wir hier für Truppen? Drei Bataillons Nationalgarde, die nur hinter Mauern etwas taugen und im Felde davon laufen. Und eine Halbbrigade regulärer Truppen. Damit richtet man gegen Charette nichts aus. Er würde uns in seine Büsche und Sümpfe locken und keiner käme zurück.»

«Ja, was willst du denn? Mehr Truppen, als ich hier habe, kann ich dir nicht geben. Du weißt, wie dieser verfluchte Kleber alles an sich zieht, sogar meine Neger hat er haben wollen.»

«Ich brauche keine Truppen. Ich gehe allein.»

«Allein? Zu Charette? Bist du verrückt geworden?»

«Nein, Bürger Prokonsul, höre. Ich gehe als Chouan zu ihm und bringe ihm vorgeblich Nachrichten aus der Bretagne. Ich habe das schon einige Tage im Plan. Ich werde gute Papiere bei mir haben, Ausweise, die mich sofort in sein Vertrauen setzen.»

«Gefälschte Papiere, ha das ist gefährlich.»

«Echte Papiere, Bürger Prokonsul. Briefe seiner Cousine und seiner Tante, die da irgendwo bei Rennes sein müssen, Ortschaft haben sie keine angegeben. Sie schreiben ihm, daß sie sich nicht mehr sicher fühlen und daß sie zu ihm kommen möchten.»

«Hast du solche Briefe und woher, du Teufel?»

«Ich habe sie hier, Bürger Konsul», und Lamberty kramt aus seiner Ledertasche zwei Briefe hervor, deren zierliche Siegel sorgsam gelöst sind, «ein Schreiben der Madame de la Métayrie an ihren lieben Cousin, den General Charette de la Contrie und ein duftendes Billet der Demoiselle de la Métayrie an ihren lieben Onkel, Monsieur le Marquis, Sieur de Fonteclose, was bekanntlich ein und dieselbe Person ist, denn du weißt, Bürger Prokonsul, daß der volle Titel des Brigantengenerals lautet: Marquis de Charette de la Contrie, Baron de Colinière, Sieur de Fonteclose, General en chef ...»

«Hör auf mit diesem verfluchten Aristokratismus. Aber wie zum Teufel kommst du zu diesen verdammten Briefen?»

«Nun, wir haben letzte Woche bei La Bourdinière einen Chouan abgefangen, der über die Loire setzen wollte, um sich zu Charette durchzuschleichen. Er sitzt im Bouffay und ich habe ihn abgehört. Und nun siehst du, habe ich auch gleich ein echtes Kostüm, um mich bei Monsieur le Marquis untertänigst vorzustellen ...»

«Was nützt dir denn das? Willst du ihn inmitten seiner Briganten ermorden? Weißt du nicht, daß er stets auf der Hut ist und der beste Degenfechter auf hundert Meilen? Und willst du, wenn dir das glücken sollte, daß dich seine Bauern in Stücke reißen?»

«Nein, so dumm bin ich nicht, Bürger Prokonsul. Aber ich werde ihm sagen, daß ich vom Baron de Tinténac komme und daß der ihn zu einer wichtigen Besprechung mit dem Grafen Puisaye selbst über die Loire bittet und daß Puisaye direkt aus London vom Grafen von Artois komme und die Sache so wichtig sei, daß er nur mit Charette selbst verhandeln wolle. Dann werden wir einen Hinterhalt legen und ihn aufheben.»

«Ha, und du glaubst, daß er so dumm sein wird, in diese Falle zu gehen. Ich sage dir, er ist schlauer als ein Luchs. Wie soll er dir glauben, einzig auf diese Briefe seiner Verwandten hin?»

«Ich habe nicht nur diese. Wir haben auch einen richtigen Brief von Puisaye erbeutet, einen Brief an Larochejaquelin.»

«Nun, angenommen, er vertraut dir. Dann wird er dich zur Sicherheit als Geisel behalten.»

«Davor wird mich der Brief an Larochejaquelin bewahren. Ich werde ihm sagen, daß ich unverzüglich zu Larochejaquelin muß.»

«Ich lasse dich nicht gerne ziehen. Das ist sehr gefährlich. Dieser Charette ist ein verfluchter Hund. Er ist misstrauisch und schlau. Ich würde mir ein Gewissen machen, wenn dir etwas zustoßen sollte.»

«Ei, Bürger Prokonsul! Eben wolltest du mich noch guillotiniert lassen.»

«Ach dummes Zeug. Alle Epaulettiers könnte ich guillotiniert lassen, aber nicht dich. Ich befähige dir nichts. Wenn du gehen willst, so geh! Hast du Glück, dann wirst du der berühmteste General der Republik werden.»

«Ich werde es versuchen, Bürger Prokonsul. Ich habe es dir schon gesagt, ich werde es versuchen. Mehr versprechen kann ich dir nicht.»

General Haxo hat die Insel Noirmoutier wieder genommen, den schwer verwundeten Marquis d'Elbée auf einem roten Sessel ins Freie tragen und füsillieren lassen, die ganze vendée'sche Besatzung hat er im Meere ersäuft. Dem Konvent hat er versprochen, innert drei Wochen Charettes Kopf oder den seinen abzuliefern. Unvorsichtig dringt er mit seinen fünfzehntausend Mann in die buschreiche Vendée vor, auf seinem Wege alles niederbrennend und verwüstend. Charette weicht vor ihm zurück, wie der Torero vor dem Stier. Dann schlägt er seine Vorhut vernichtend bei Montaigu. Mit sechstausend Mann stürzt er sich auf die Hauptmacht Haxos, die sich in den Hohlwegen des Bocage nicht recht entwickeln kann. Haxo erleidet eine katastrophale Niederlage und fällt, leidenschaftlich verfolgen Charettes Amazonen die fliehenden Republikaner. Nun feiert er am Walde von Machecoul ein Siegesfest. Es ist der 23. November 1793 und ein selten schöner Tag neigt sich zu einer sternklaren Nacht. Große Freudenfeuer lodern und in weiten Kreisen sitzen Charettes Bauern darum herum und mustern ihre Beutestücke. Die Kriegskasse Haxos lässt Charette verteilen. Auch die Amazonen kehren auf abgehetzten Pferden allmählich zurück und die Geigen und Dudelsäcke laden zum Tanze. Neben Charette sitzt ein bretonischer Chouan in seiner typischen Tracht. Er hat eine Schaffellmütze tief auf die Ohren nieder gezogen, ein buntes Ziegenfell bedeckt seine Schultern, Weste und Beinkleider sind aus schwarzem Ziegenleder und im Gürtel trägt er den breiten bretonischen Dolch. Er spricht eifrig mit gedämpfter Stimme auf Charette ein und dieser hört ihm aufmerksam zu, derweil eben die Amazonen die Tapfersten des gestrigen Schlachttages zum Tanze holen. Marie Chevel hat schon lange von ihrem entfernten Platze aus den Chouan beobachtet, der so eifrig mit dem General spricht, nun kommt sie langsam auf ihn zu und fordert ihn zum Rundtanz der vendée'schen Bauern. Er zuckt kaum merklich zusammen und steht langsam auf, ihr den Arm zu reichen und bald drehen sie sich in einem großen Reigen um das Feuer. Marie Chevel zieht ihren Chouan absichtlich außerhalb des Kreises, sie sieht ihm durchbohrend in die Augen:

«Eine Stunde Vorsprung gebe ich dir, Bürger Offizier. Dann wirst du verfolgt werden auf Tod und Leben.»

«Weshalb diese Nachsicht?» spottet Lamberty, «schönes Irrlicht von Grand Lieu?»

«Frage nicht. Wenn dieser Reigen zu Ende, werde ich dich aus dem Kreis geleiten bis zu jenem Planwagen, wo sie den Wein ausschenken. Dort wirst du den Feldweg nehmen bis zum Kruzifix, wo er sich gabelt. Dann halte rechts und laufe um dein Leben. Du hast eine große Chance, die Pferde der Amazonen sind am Ende ihrer Kraft. Eine Stunde von hier wirst du durch

die Felder kriechen müssen, bis du über unsere Vorposten hinaus bist. Und nun werde ich dir den Preis nennen, den du mir schuldest, denn ich entreiße dich dem sichern und grausamen Tod.»

«Nenne den Preis, schöne Amazone des Königs.»

«Und wirst du dein Wort halten?»

«Ich werde es halten, wenn es mir möglich ist.»

«Also: in eurem Kerker Bouffay schmachtet unser gute Pfarrer von Machecoul. Du wirst ihn unter sicherem Geleite Morgen Abend um dieselbe Stunde bis nach Aigrefeuille schicken. Wenn Hochwürden zu schwach sein sollten, um zu gehen, so wirst du einen eskortierten Wagen stellen und ich werde dafür sorgen, daß dieser Wagen und alle Begleiter unbehelligt nach Nantes zurückkehren können. Willst du das alles tun?»

«Ich will es tun. Ich verspreche es dir im Namen der Republik, die du verachtest. Für mich aber ist dieses Versprechen, wie bei euch ein Schwur vor dem Altar. Aber es muß ehrlich zugehen zwischen uns. Ich werde deinen Pfarrer ausliefern, sofern er noch lebt. Aber vielleicht ist er schon längst tot.»

«Er lebt. Wir wissen hier genau, wer noch lebt und wer schon tot ist. Wir wissen das besser als ihr.»

«Nun gut. Wenn er noch lebt, dann wirst du deinen Pfarrer wieder haben, schönes Irrlicht. Ist er jung und schön?»

«Spotte nicht, Bürger Offizier. Er ist alt, ein würdiger Herr. Er hat meiner Mutter geholfen, als sie den Vater erschossen, er hat meine Jugend behütet.»

«Dann begreife ich aber nicht, weshalb du mir nur eine Stunde Vorsprung gibst. Holen sie mich ein, dann wird dein Beschützer kaum zu retten sein.»

«Eine Stunde Vorsprung genügt. Solange werde ich den General hinhalten können. Glaubst du, er habe dir vertraut? Du kennst ihn nicht. Er hat dich durchschaut, aber er will dich sicher machen. Als du vorhin neben ihm saßest und ihm deine Briefe übergabst, da dachtest du wohl, wie harmlos er dir vertraue. Aber er hat keine deiner Bewegungen außer Acht gelassen. Du hättest nicht nach deinem Dolche langen können, so schnell würde er dich überwältigt haben.»

«Gut, gut. Ich bin nicht hergekommen, deinen General zu erdolchen. Ich wollte ihn in einen Hinterhalt locken, das ist erlaubte Kriegslust, die ihr alle Tage übt...»

Die Geigen verklingen und die Dudelsäcke schweigen, der Reigen löst sich auf, Marie Chevel geht mit dem Chouan Arm in Arm langsam zum Weinwagen. Von allen Seiten drängen sich die Bauern hinzu und sie können unbemerkt abseits treten. Er reicht ihr eilig die Hand, aber

sie schüttelt ihren Lockenkopf: «Zwischen uns darf nichts sein, als der Tod, Bürger Offizier. Und nun spute dich.»

«So leb wohl, schönes Irrlicht. Kann ich dir deinen Pfarrer wiedergeben, so sind wir quitt. Adieu, adieu.» Und er eilt in die Nacht.

Langsam geht Marie Chevel in den Kreis zurück, da steht plötzlich der General neben ihr: «Wo hast du deinen Tänzer, deinen Chouan, Maria?»

«Er wird gleich wieder da sein. Er hat mich zum nächsten Tanz gefordert.»

«Weshalb lügst du, Maria? Wo hast du deinen falschen Chouan?»

«Herr Marquis, ich bitte um eine Stunde Zeit, dann sollt ihr alles erfahren.»

«Du hast ihm also fort geholfen und eine Stunde Vorsprung gegeben?»

«Ja, Herr Marquis und ich bitte Euch um aller Heiligen willen, mein Versprechen ihm gegenüber zu halten.»

Eben beginnen die Geiger wieder und Charette bietet ihr den Arm: «Komm Maria, tanze mit mir. Und sag mir rasch, weshalb du den Spion ziehen ließest. Ich vertraue dir und du musst achtbare Gründe haben.»

Sie drehen sich im Tanze und Maria blickt zu ihm auf:

«Nun gut, Herr Marquis. In einer Stunde erst wollte ich Euch alles sagen. Er hat mir versprochen, den Pfarrer von Machecoul, unsern geistlichen Herrn, auszuliefern.»

«Und du vertraust ihm?»

«Ich vertraue ihm.»

«Weil du ihn liebst, Maria. Du kennst ihn. Woher kennst du ihn?»

«Ja, Herr Marquis, ich kenne ihn. Er führte die dreißig Mann, die ich in den Sumpf von Grand Lieu lockte und aus dem er allein entkam. Aber lieben tu ich ihn nicht.»

«Nun, so merke dir, Maria: Du hast einem der verwegensten Republikaner zur Flucht verholfen. Das darf nie wieder geschehen. Du redest dir selber ein, daß du es nur tatest, um deinen alten geistlichen Herrn diesen Teufeln zu entreißen. Aber ich kenne dich. Ich kenne die Frauen. Du bist verliebt in diesen verwegenen Gesellen und du wolltest es nicht leiden, dass meine Bauern ihr gröblich Spiel mit ihm treiben. So höre denn. Wir wollen das Wort halten, das du ihm gegeben hast. Auf die Minute genau, aber nicht mehr. In einer Stunde werde ich die besten Reiter und Amazonen auf seine Spur setzen. Es ist ein weiter Weg von hier nach Nantes und er wird nicht viele Chancen haben, durchzukommen. Ergreifen wir ihn, dann merke dir, daß keine Tränen ihn los bitten werden. Ich werde dich in die Kirche von Machecoul sperren, bis alles vorüber ist, dort kannst du für sein Seelenheil beten.»

«Ihr werdet ihn nicht fangen, Herr Marquis. Und wenn ihr ihn fangt, werde ich nicht um sein Leben bitten.»

«Gut, wir sind also wieder einmal einig, Maria. Und nun kommt zu einem Glase Wein. Fünfundvierzig Minuten hat er noch, dein Republikaner!»

«Daß ihm Gott helfen möge und alle seine Heiligen!»

«Lästere nicht, Maria. Wie soll ihm Gott helfen, da er ihn leugnet? Wie unsere Heiligen, die er verspottet?»

«Segnet, die euch fluchen, hat unser geistlicher Herr uns gelehrt, Herr Marquis...»

«Oh du kleine Heilige. Damit kommen wir in diesen Zeiten in des Teufels Schmelzofen. Du bist ein sonderbares Kind. Du lockst sie ins Verderben und du rettetest sie.»

Sie treten mitten in den Kreis der Bauern, der sich ehrerbietig öffnet, um sie bis zum Wagen mit den großen Weinfässern gelangen zu lassen. Charette trinkt ihr zu, dann ruft er die Schwestern de Coitus, Madame Larochefoucauld, die Vicomtesse d'Epinay und einige andere Amazonen zu sich und ein Dutzend Reiter. Er wendet sich an den jungen Herrn de la Rivière:

«Haben wir noch frische Pferde?»

«Nein, Herr General. Sie waren alle eingesetzt zur Verfolgung der Blauen.»

«Gleichviel. Sie müssen noch einmal daran. Ihr habt den Chouan gesehen, der neben mir saß? Er war ein gefährlicher Spion. Ich habe ihm eine Stunde Vorsprung gegeben — ich hatte meine Gründe. Nun, ihr sollt alles daran setzen, ihn einzuholen und herzuschaffen. Ihr reitet immer zu dreien auf den Wegen, die von hier nach Nantes führen. Holt ihr ihn nicht ein, dann reitet ihr über unsere Vorwachen hinaus bis fast zum Pont Rousseau. Dort muß er spätestens in eure Hände fallen. Ihr bringt ihn her, lebend oder tot.»

*

Lamberty kommt nur langsam vorwärts. Durch die vendéischen Vorposten kam er gut hindurch und zweimal musste er sich seither in die Büsche werfen, da ihn Reiterpatrouillen überholten, die sicher nach ihm fahnden. Nun schleicht er vorsichtig den Hecken entlang und prüft lange jedes Feldstück, bevor er es überquert. Er ändert seine Richtung und hält nicht direkt auf Nantes, sondern auf den Unterlauf der Loire, die er am folgenden Mittag erreicht. Zwei Fischer sind eben mit ihrem Nachen ans Ufer gestoßen und zerren nun ihr Boot mit einiger Mühe auf den Sand. Er wird keine Gefahr laufen, sie anzusprechen. Sind sie Vendéer, dann werden sie ihn, den vermeintlichen Chouan, hinübrudern auf das republikanische Ufer. Sind sie aber Republikaner, dann wird er sich zu erkennen geben und ihnen seinen Dienstpäss

vorweisen. Es sind Vendéer, aber sie haben große Angst, ihn hinüberzusetzen und weigern sich erst ganz bestimmt. Eine Handvoll Assignaten weisen sie von sich. Da entnimmt er seinem Gürtel zwei echte Louisdors und sie sind einverstanden. Auf dem rechten Ufer wirft er bald sein buntes Ziegenfell in die Büsche und sieht nun aus, wie die Bauern der Umgebung von Nantes. Unbehelligt gelangt er in der Nacht in die Stadt und geht direkt zum Bouffay, wo eben der Kommissär Goulin inmitten seiner «Marats» einen neuen Schub Gefangener zu ihrem letzten Gang zusammenstellt. Sie sind höchst erstaunt, einen Bauern entschlossenen Schrittes auf sich zukommen zu sehen und nun wo sie ihn erkennen, begrüßen sie ihn mit lautem Zuruf. Er geht direkt auf Goulin zu:

«Zeig mir deine Liste?»

«Wozu? Ich habe heute Nacht das Kommando», erwidert dieser trotzig.

«Zeig mir deine Liste, zum Teufel, sage ich dir», wiederholt Lamberty heftig und wie Goulin noch zögert, reißt er sie ihm aus der Hand.

«Leuchte!» befiehlt er einem der „Marats“, der eine Fackel trägt und beginnt sorgfältig die Namen der Opfer herunterzulesen.

«Wen suchst du?» fragt Goulin ärgerlich.

«Den Pfarrer von Machecoul.»

«Eben habe ich ihn aufgerufen. Aber er kann nicht gehen. Man wird ihn auf der Bahre hinunter tragen müssen.»

«Er bleibt hier. Streiche ihn von der Liste!»

«Warum? Die Liste ist unterzeichnet. Sie darf nicht geändert werden, das weißt du wohl!»

«Er bleibt hier, sage ich dir. Schreiber komm her! Streiche seinen Namen.»

Unschlüssig und ängstlich schaut der Gefängnisschreiber von einem der Volkstribunen zum andern, aber Lamberty entreißt ihm ungeduldig den Federkiel und zieht einen dicken Strich über den Namen des Pfarrers von Machecoul.

«Du haftest mir mit deinem Kopf, Goulin, daß es dabei bleibt! Und nun macht weiter.»

«Bist du von Sinnen, mir zu drohen? Du bist mir nicht übergeordnet. Wir stehen im gleichen Rang!» braust Goulin auf.

«Du kannst dich Morgen beim Bürger Prokonsul beschweren, wenn du Lust hast», erwidert Lamberty kalt und geht ohne Gruß in den Gefängnishof und lässt den Offizier der Nationalgarde rufen, der hier mit seiner Halbkompagnie Wache hält:

«Erkennst du mich?»

«Ja, Bürger General!»

«Kennst du den çï-devant Pfarrer von Machecoul?»

«Ja, General. Das ist der alte calotin, für den sie eine Tragbahre herbeischaffen, weil er nicht mehr gehen kann.»

«Ja der. Er bleibt hier bis auf weitem Befehl. Du hastest mir mit deinem Kopf, daß er nicht weggeführt wird. Du nimmst keinen diesbezüglichen Befehl an, verstehst du? Auch vom Kommissär Goulin nicht!»

«Jawohl, jawohl, General.»

«Rufe mir den Intendanten.»

«Sofort General!»

Und wie der Gefängnisverwalter erscheint, erschrickt er, als er Lamberty erkennt:

«Was befehlst du, Bürger General!»

«Du hast hier den çï-devant Abbé von Machecoul. Er kann nicht mehr gehen, das wird deiner Kost zuzuschreiben sein. Du lassest ihm sofort eine gute Hühnerbrühe kochen, verstehst du, eine kräftige, gute Brühe. Zwei Eier wirst du hineinrühren lassen und eine gute Flasche Wein dazugeben, damit der alte Kirchenschreck Morgen eine tüchtige Reise machen kann.»

«Wie du befehlst, General! Aber wo nehme ich mitten in der Nacht ein Huhn her, um eine Brühe zu kochen?»

«Fackle nicht, alter Spitzbube. Aus deiner Küche natürlich. Und laß dir nicht einfallen, meinen Befehl nicht genauestens auszuführen oder sauren Wein aufzustellen. Die beste Flasche, die du zusammengestohlen hast, verstehst du, sonst wirst du in des Teufels Küche kommen.»

«Jawohl, jawohl, Bürger General. Ich werde deinen Auftrag getreulich ausführen.»

*

Der Prokonsul verbringt seine Nächte mit Saufgelagen und Orgien. O'Sullivan ist bei ihm, sein Waffenmeister, ein Ire mit zinnoberroten Haaren, einer der schrecklichsten Noyeurs und Wüstlinge, dann Grandmaison und Levèque, ein abtrünniger Priester und der kleine, freche Forget. Sie haben Frauen bei sich, die sie einfach durch ihre «Marats» aus den Bürgerhäusern holen ließen oder andere, die Bittschriften überreichten, und die sie nun zwingen, die Nacht mit ihnen zu verbringen, denen sie Erfüllung ihrer Fürsprache für einen verhafteten Gatten oder Bruder oder Bräutigam versprechen, um sie am frühen Morgen hohnlachend vor die Türe zu setzen, oder noch schlimmer, ins Gefängnis werfen zu lassen. Nie geht Carrier vor sechs Uhr früh zur Ruhe, dann schläft er bis in den späten Nachmittag, fährt dann im Wagen in den Klub,

zu einer Sitzung des Revolutionstribunals oder hält stundenlang auf der Place du Bouffay, um das Werk der Guillotine zu betrachten. Nur zitternd wagen sich die Bediensteten des Palastes, vor ihm zu erscheinen und auch der Torhüter bebt vor Furcht, als nun Lamberty mitten in der Nacht den Türklopfer spielen lässt und verlangt, sofort vor den Prokonsul gelassen zu werden.

«Muß es wirklich sein, Bürger General? Hat es nicht Zeit bis Morgen? Der Bürger Prokonsul hat mir schrecklich gedroht, wenn ich ihn störe.»

«Laß mich nur, du brauchst mich nicht zu melden. Ich gehe selber hinauf.»

«Das darf nicht sein, das darf nicht sein, Bürger General. Wenn es nicht anders geht, so werde ich dich melden.»

Und schlotternd geht der Diener hinauf und pocht an die Tür. Er muß mehrmals pochen, bis der kleine Forget ruft, einzutreten. Angstbebend bleibt der Türhüter am Eingang stehen, Carrier entzieht sich zornig den nackten Armen von zwei Frauen und springt auf, seinen Säbel ergreifend: «Was willst du, du Hund? Was habe ich dir gesagt? Ich werde dich guillotiniert lassen!...»

Aber der Türhüter wird beiseite geschoben und Lamberty tritt herein:

«Laß ihn, Bürger Prokonsul. Er ist unschuldig. Ich habe ihn gezwungen, mich anzumelden.»

«Ah, du bist's? Ja, zum Teufel, kannst du nicht warten bis Morgen?»

«Nein, ich muß dich gleich sprechen. Allein!»

«Allein muß er ihn sprechen», höhnt der betrunkene Forget, «was hast du denn so Wichtiges, das wir nicht wissen dürfen, du Wichtigtuer.»

«Halt dein Maul, du Lump», fertigt ihn Lamberty ab und wendet sich wieder an den Prokonsul:

«Ich werde dich nicht lange stören. Komm mit mir nebenan.»

«Du störst uns wirklich, mein Lieber, du störst uns wirklich! Du kannst mir das Morgen erzählen. Komm setz dich zu uns. Wir haben genug Wein und Weiber auch. Komm setz dich zu uns und trink. Die kleine Braune kannst du haben, ich trete sie dir ab...»

«Nein, Bürger Prokonsul, ein ander Mal. Und nun komm.»

Aber noch Einer erhebt Einwendungen, O'Sullivan. Er wankt ordentlich, wie er aufsteht:

«Carrier, duldest du, daß er uns beleidigt? Er soll allen sagen, was er zu sagen hat.»

Doch Lamberty gibt ihm einen kaum merklichen Stoß, so daß er wieder zwischen seine Frauen fällt: «Schweig, du Saufaus. Der Bürger Prokonsul wird euch erzählen, was er für nötig hält. Und nun komm, Bürger Carrier!»

Widerwillig folgt ihm der Diktator, als Lamberty mit einem dreiarmligen Leuchter ins Gemach nebenan schreitet: «Also, was willst du, mein Sohn?»

Lamberty verriegelt die Tür und schiebt Carrier einen hochlehnigen Stuhl hin: «Weißt du schon, Bürger Konsul, von der Schlacht bei Montaigu?»

Carrier glotzt ihn an und hat Mühe, seine Gedanken zu ordnen: «Von der Schlacht bei — bei — Montaigu? Ich weiß von keiner Schlacht.»

«Weißt du nicht, daß Haxo tot ist und seine Armee aufgegeben und daß nur Wenige in der Richtung auf Noirmoutier entkamen?»

«Nichts weiß ich, Haxo ist tot? Dann kann man ihn nicht mehr guillotiniert, wenn er tot ist. Er hat sich schlagen lassen? Er hat sich wirklich schlagen lassen? Von wem denn, zum Teufel, von wem?»

«Von wem wird man wohl zwischen hier und Sables geschlagen, Bürger Prokonsul? Von Charette natürlich.»

«Ah, von Charette. Du wolltest ihn mir bringen. Hast du ihn?»

«Nein, ich muß froh sein, wenn er mich nicht hat.»

«Du hast ihn gesehen? Sage mir, hast du ihn gesehen?»

«Ich saß neben ihm, wie ich jetzt neben dir sitze.»

«Und er hat dich laufen lassen?»

«Davon ein andermal. Ich mußte einen Preis bezahlen.»

«Einen Preis?»

«Ja, einen Pfaffen.»

«Einen Pfaffen? Wo willst du einen Pfaffen hernehmen, du Teufel.»

«Von dir!»

«Von mir?»

«Ja, von dir, Bürger Prokonsul. Und deshalb wirst du mir diesen Freilassungsschein für den frühern Abbé von Machecoul unterschreiben.»

«Ich unterschreibe nichts. Geh zu allen Teufeln, nichts unterschreibe ich. Ich lasse keinen verfluchten calotin laufen. Man soll die Pfaffen alle ersäufen — guillotiniert soll man sie.»

«Einer mehr oder weniger, was macht dies aus? Du hast noch genug. Diesen muß ich haben. Ich habe mein Ehrenwort verpfändet.»

«An wen? An diese verfluchten Briganten. Du mußt es nicht halten.»

«Einer Frau habe ich es verpfändet.»

«Einer Frau? Einer Brigantin? Ist sie schön?»

«Sie ist schön, wie ein Irrlicht in der Nacht.»

«Dann bring sie her und du sollst deinen Pfaffen haben.»

«Wünsch dir das nicht. Sie würde dich erwürgen.»

«Erwürgen meinst du? Nein, erstechen würde sie mich, wie diese Brigantin, die meinen Freund Meuris erstochen hat. Diese verfluchten Weiber, man muß sie alle umbringen, auf die Guillotine mit ihnen, ins republikanische Bad mit ihnen ...»

«Also, unterschreib, Bürger Carrier.»

«Nichts unterschreibe ich, du Teufel, nichts.»

«Nun gut, dann verlasse ich in dieser Stunde Nantes und nie wieder wirst du mich sehn!»

«Das sollst du nicht, das darfst du nicht. Gib her!» und er ergreift den Federkiel und unterschreibt, «da hast du deinen Pfaffen. Nun komm und trink mit uns. Wenn dir die kleine Braune nicht gefällt, so nimm dir eine andere. Wir haben Weiber genug.»

«Danke, Bürger Prokonsul. Ich bin müde.»

«Ei du Mönch du, was ist in dich gefahren. Du hast dich verliebt. Nimm dich in Acht, Lamberty, Aristokratenweiber sind gefährlich, die Vendéerinnen sind Schlangen.»

«Ich will dir etwas sagen, Bürger Carrier. Was ihr da treibt, sagt mir nichts mehr. Ihr zwingt diese Frauen, euch zu Willen zu sein. Es gibt aber nur eine Genugtuung für den echten Mann — die Liebe, die die Frau in voller Freiheit schenkt.»

Das Wunder

Wir haben die «Große Königliche und Katholische Armee» an jenen düstern Tagen um den 18. Oktober verlassen, als sie über die Loire nach Varades und Angenis hinübersetzte und es ist nun an der Zeit, daß wir noch einmal zu ihr zurückkehren, nicht ohne großes Bedauern und Mitleid im Herzen. Denn was kann es Schrecklicheres geben, als ein entwurzeltes Volk, aus der Heimat vertrieben, von unerbittlichen und grausamen Feinden verfolgt, mit Frau und Kind über fremde Landstraßen ziehend, einem strengen Winter entgegen.

Doch zuerst ist alles wie ein Wunder. Auf düstere Regentage folgt ein sonniger Spätherbst, fünftausend Chouans aus den bretonischen Wäldern erwarten sie und bringen Lebensmittel und Waffen und ganze Ballen falscher Assignaten aus der königlich-britannischen Druckerei in London. Die Frauen und Kinder, die Verwundeten und Kampfunfähigen werden auf die Dörfer verteilt, die Adligen finden gastliche Aufnahme in den zahlreichen Schlössern und Larochejaquelin hat nun wieder eine kampffähige Armee von fünfunddreißigtausend Mann, von denen die vendée'schen Jäger, die langhaarigen, ziegenfellbedeckten Chouans und die Amazonen eine sonderbar gemischte Vorhut stellen. Der «blonde Engel der Vendée» hat das Oberkommando nur widerwillig übernommen, aber er hat vergeblich auf seine Jugend hingewiesen, die Bauern wollen keinen Andern und der Kriegsrat der Adligen und Priester schiebt ihm gerne die Verantwortung zu. Der Prinz von Talmont hat beidseitig der Loire riesige Ländereien, siebenhundert Kirchspiele gehören zu seinem Besitz und er lädt Larochejaquelin ein, nach seinem Schloss Laval zu ziehen. «Monsieur Henri» möchte lieber Angers wiedernehmen und er schickt den Vicomte von Autichamp mit einer starken Abteilung gegen die Stadt vor, um aufzuklären. Doch Angers ist stark besetzt und Kléber beginnt eben, mit seiner Armee über die Loire zu setzen, um ihr zu Hilfe zu ziehen, so muß dieser Plan aufgegeben werden, denn von allen Seiten marschieren nun die Heersäulen der Republik heran. Den Generälen brennt ein lakonischer Befehl des Wohlfahrtsausschusses in der Tasche: «Macht ein Ende!» Der wildeste von ihnen ist der Elsässer Westermann, er führt die Mainzer Armee heran, jene Besatzung der Stadt am Rhein, der der Herzog von Braunschweig freien Abzug gewährte unter Auferlegung der Pflicht, ein Jahr lang nicht gegen die Koalition der Könige zu kämpfen, in welche Kapitulation die Vendéer einzuschließen einfach vergessen wurde — so gut ist diese königliche Konterrevolution organisiert. Goethe hat diesem Auszug der Republikaner aus Mainz beigewohnt und besonders die Jäger zu Pferd haben ihn beeindruckt: «Lange, hagere Männer von gewissen Jahren, einzeln hätte man sie dem Don Quichote vergleichen können, in Masse erschienen sie höchst ehrwürdig.»

Larochejaquelin zieht nun nach Laval, das er am 21. Oktober erreicht. Die republikanische Besatzung ist ohne einen Flintenschuss aus der kleinen Stadt abgezogen, aber mitten in der Nacht kehrt sie zurück an der Spitze der Mainzer Armee. Westermann hat geschworen, «die Briganten mit einem Schlage zu vernichten». Doch seine Truppen sind diesen hinterhältigen Kampf, wie ihn die Chouans und Vendéer von jedem Busch aus führen, nicht gewohnt und Westermann wird geschlagen. Er verliert seine ganze Artillerie und die Mainzer würden schon hier ihre endgültige Niederlage erleben, zöge ihnen nicht eine neue Armee unter Chalbos zu Hilfe, so können sie sich bei Etrennes wiederum zum Kampfe stellen. Eine Stafette von Kleber verspricht Hilfe innert zweier Tage, aber Larochejaquelin schlägt vorher zu und auch Chalbos erleidet seine Niederlage und beide Armeen fluten nun gegen Angers zurück, leidenschaftlich verfolgt von den Amazonen und den wenigen Reitern der Vendéer. Da erscheint Kléber mit seiner sieggewohnten Hauptarmee. Er hat noch nicht alle Nachzügler bei sich, er möchte erst die zurück fliehenden Truppen Westermanns und Chalbos ordnen, aber der prahlerische Lechelle ist immer noch Obergeneral und er befiehlt, «diesem Westermann zu zeigen, wie man mit diesen Briganten spricht». So kommt es am 24. Oktober bei Chateau Goutard zur Schlacht. Larochejaquelin übergibt das Kommando des Haupttrupps dem Vicomte von Autichamp mit dem Befehl, nach bewährter vendée'scher Kampfweise den Gegner von Hinterhalt zu Hinterhalt zu locken und unter stetem Feuer vor ihm langsam zurückzuweichen. Er selbst mit den Chouans, den Jägern, den Amazonen und Reitern umgeht in weitem Bogen die Republikaner und fällt ihnen in den Rücken. Die ganze republikanische Artillerie fällt in seine Hand, Six-sous und seine Kanoniere richten die Geschütze auf die republikanischen Linien, die Chouans tirailieren sie von hinten an und die ganze Klébersche Infanterie gerät ins Wanken. Der Ruf «Verrat» geht durch die Reihen und Kléber erleidet hier im Westen seine erste große Niederlage. Die Trümmer von drei geschlagenen republikanischen Armeen fliehen in wildem Durcheinander hinter die sichern Mauern von Angers. Der wilde Six-sous hat sich ausgezeichnet, das ist nicht zu bestreiten, und der Vikar Barbotin möchte den Oberkanonier auf dem Schlachtfelde zum Offizier schlagen lassen. Doch Larochejaquelin gefällt er nicht, schon dreimal musste er ihn wegen grausamen Ausschreitungen gegenüber Gefangenen warnen. Nun bestimmt er, daß Beförderungen und Belohnungen erst noch beendetem Feldzug erteilt werden sollen, de par le Roi, mit ausschließlicher Genehmigung des Königs Ludwig XVII. So zuversichtlich ist sein Glaube nun wieder, nachdem er die drei berühmtesten Generäle der Republik in vier Tagen aufs Haupt geschlagen.

Achtzehn Tage hat er nun Ruhe und der Oberste Rat der Vendée kann sich als «Königliche Zivilverwaltung» einrichten. Man hat jetzt rechts der Loire ein kleines Königreich,

fast bis vor die Tore von Nantes und Angers und bis über Dol hinaus sind alle Dörfer und kleinen Städte unter das weiße Banner mit den goldenen Lilien zurückgekehrt und der Oberste Rat hat seinen Sitz in Fougères. Er erlässt Verordnung über Verordnung, er macht sich damit so wenig beliebt, wie die Republik. Und als er nun verfügt, daß die königlichen Steuerpächter wieder eingesetzt werden, daß sie alle Steuern seit der «ungesetzlichen Rebellion» aufrechnen und eintreiben und daß alle an die Republik geleisteten Steuern ungesetzlich und ungültig seien, als er Requisitionen vornehmen lässt, da die freiwilligen Spenden nicht mehr fließen, als er Geld im Namen des Königs in Form von «Bons» ausgeben lässt und diesen Zwangskurs verleiht, als nun alles Blei beschlagnahmt wird und die Vendéer daran gehen, die Kirchen und Schlösser ihrer Dächer zu berauben — da beginnen die Bretonen unter dieser Invasion ihrer lieben Nachbarn zu murren und die Reihen der Chouans sich zu lichten. Einzelnen und in ganzen Trupps schleichen sie in ihre undurchdringlichen Wälder zurück und statt, daß sich die ganze Bretagne zu Gunsten des kleinen Königs erhebt, verzieht sie sich grollend in ihre Schlupfwinkel. Das Vieh wird in die Wälder getrieben, das Korn versteckt, die Vorräte werden vergraben und nach wenigen Tagen bekommen die Vendéer die ganze Feindseligkeit eines Volkes zu spüren, das seine Gäste satt hat und hofft, daß sie entweder siegend weiterziehen oder von den Republikanern vertrieben werden. Besonders schlimm ist es, daß sich die Vendéer auch Gewalttaten erlauben, auf eigene Faust requirieren und beginnen, wie in Feindesland zu hausen und daß bald zwischen ihnen und den Chouans Mord und Totschlag zur Tagesordnung gehören. Larochejaquelin droht und straft, aber es hält sehr schwer, Ordnung und Disziplin in diesen entwurzelten Bauernhaufen wieder herzustellen. Sie, die alles für Gott und den König geopfert haben, sehen mit Neid und Missgunst auf diese Bretagner, die zu keinem rechten Kampf gegen die Republik entschlossen sind und keine Opfer bringen wollen. Six-sous ist verschwunden, seitdem ihm die erwartete Beförderung abgeschlagen wurde und Larochejaquelin vermutet, daß er eine kleine Räuberbande führt, die gegen La Flèche hin die Wälder unsicher macht. Er verlangt vom Kriegsrat, daß er als Deserteur behandelt und daß nach ihm gefahndet werde. Aber Vikar Barbotin will es nicht dulden. Six-sous werde zurückkehren, wenn der Kampf mit der Republik wieder beginne und man könne seine Dienste nicht entbehren.

Die zweite Königin

Durch den Wald von La Flèche rollt in eiliger Fahrt eine vierspännige Karosse westwärts. Kutscher und Vorreiter sind bewaffnet, auf dem Bock neben dem Kutscher sitzt ein Jäger in grüner Livrée und hält seine Flinte auf den Knien, voraus trabt ein wohlberittener und bewaffneter Diener. In den kleinen Dörfern, durch die diese eilige Kavalkade zieht, hat man seit langem keinen solchen Aufzug mehr gesehen und an der Brücke über die Sarthe bei Sablé, wo die äußersten Vorposten der Republik stehen, reißen die Soldaten die Augen groß auf, als vor dem Hause des Maire Vorreiter und Kutscher die Pferde einzügeln und diese aristokratische Karosse hält. Jetzt erst bemerken die Umstehenden, daß an den beiden Laternen der Kutsche kleine Trikoloren flattern. Der Jäger springt vom Bock und geht in die Mairie und kommt bald darauf mit dem Maire heraus. Eine schöne, junge, stolze Dame beugt sich aus dem Wagenschlag:

«Bürger Maire, ich reise mit meiner Dienerschaft nach Saint Malo. Hier ist mein Pass.»

Der Maire mustert den Ausweis mit den Siegeln des Konvents. Es ist kein gewöhnlicher Pass, den er in Händen hält, es ist ein Befehl des Wohlfahrtsausschusses, der Bürgerin Giroust, ci-devant Marquise de Marcilly allen Schutz und jede Erleichterung zu gewähren, da sie um die Republik besondere Verdienste habe. Der Maire reicht ihr das Dokument zurück:

«Ich stehe zu Euren Diensten, Bürgerin. Aber bald nach dieser Brücke hört meine Amtsgewalt auf. Jenseits sind die Briganten. Ihr solltet eine andere Straße nehmen, diese führt mitten durch ihr Gebiet.»

«Ich weiß das, Bürger Maire. Doch ich habe keine Zeit zu Umwegen. Und da ich den Brigantengeneral Autichamp und auch Monsieur Henri von Versailles her kenne, werden die mir keine Schwierigkeiten machen. Wir sind alte Bekannte und die Herren werden mir einen Geleitbrief ausstellen.»

«Das vielleicht schon, Frau Mar — — —, Bürgerin. Doch ganz sicher sind frühere Beziehungen in diesen Zeiten nicht. Und dann gibt es zwischen hier und ihnen richtige Räuberbanden, die zu keiner Partei halten und nur auf Mord und Plünderung ausgehen. Ich würde Euch dringend raten, zurückzufahren und die große Straße über Le Mans zu nehmen ...»

«Es geht nicht, Bürger Maire», und sie senkt ihre Stimme und flüstert ihm zu: «Ich reise in besonderer Mission.»

Der Bürgermeister nickt:

«Wie Ihr wollt, Bürgerin. So wünsche ich Euch gute Reise.»

Auf seinen Wink ziehen die Soldaten den Schlagbaum hoch, der Kutscher schnalzt mit der Zunge und die stolze Karosse rollt über die Brücke. Dann setzen sich die Pferde in Trab und

die ganze Kavalkade verschwindet zwischen den letzten Häusern von Sablé. Drei Stunden später reitet eine Husarenpatrouille vor die Mairie und der Offizier lässt den Maire eilig herausschreien:

«Ist hier eine vierspännige Kutsche durchgefahren mit der Verräterin Giroust?»

Der Maire blickt betroffen zu dem Offizier hinauf:

«Ja, vor drei Stunden. Aber die Bürgerin hatte beste Ausweise, Bürger Leutnant...»

«Ja zum Teufel, wisst Ihr denn nicht, daß alle Pässe, die älter als ein Monat sind, nicht mehr gelten?»

«Das war kein Pass, Bürger Offizier. Es war ein Befehl des Wohlfahrts-Ausschusses selbst...»

«Ich weiß, ich weiß. Aber er ist widerrufen. Seit gestern ..»

«Ja, wie konnte ich das wissen? Diese çidevant sagte mir sogar, daß sie in besonderer Mission reise ...»

«Ha, ha, allerdings! Wie viele Stunden Vorsprung hat sie, drei Stunden meint Ihr?»

«Gute drei Stunden, Bürger Offizier. Aber mit so wenig Leuten könnt Ihr sie nicht verfolgen. Hier beginnt das Gebiet der Briganten . . .»

«Schon gut, schon gut, Bürger Maire! Gib die Barriere hoch. Wir müssen sie haben!»

Eilig ziehn die Wachen den Schlagbaum in die Höhe und die Husaren setzen ihre Pferde in Trab.

*

Die Karosse rollt durch den Wald von Bouère. Die beiden kleinen Trikoloren wehen nicht mehr zur Seite der Laternen, an ihrer Stelle flattern weiße Lilienbanner. Am Eingang zum Wald hat die Kutsche angehalten, aus dem Gehölz sind zwei Männer getreten, die offenbar auf das Gefährt gewartet haben, ein älterer Herr in schwarzer Kleidung, zu der ein Gürtel mit zwei Pistolen nicht wohl passen mag, in seiner Begleitung ein Jäger oder Wildhüter. Die Dame hat den Wagenschlag selbst geöffnet, um den altern Herrn einsteigen zu lassen, der Jäger stellt sich hinten auf den Lakaientritt und die Pferde ziehen wieder an. In der Kutsche hat der schwarz gekleidete Herr der Dame gegenüber Platz genommen, die junge Zofe hat sich auf ihr Geheiß an ihre Seite gesetzt, und nun betrachtet die Dame ihren Fahrgast fast belustigt:

«Welch kriegischer Aufzug, Hochwürden! Seit wann umgürten sich die Diener Gottes nicht allein mit dem Schwert des Erzengels, sondern mit Pistolen?»

«Spottet nur, Frau Marquise. Vielleicht werdet Ihr bald einsehen, wie nützlich auch für einen Diener Gottes ein paar gute Pistolen sein können. Zu diesen Zeiten und in diesem Lande muß auch die Demut ihre Stacheln tragen.»

«Spott liegt mir fern, mein Vater. Ich danke Euch, daß Ihr Euch bis fast an die trikoloren Schlagbäume vorgewagt habt, mich zu begrüßen. Meine Botschaft ist also rechtzeitig gekommen.»

«Wie immer, Frau Marquise und nun stehet Ihr unter meinem Schutz. Es war mir eine Freude, als Ihr mir Eure Ankunft ansagtet. Spät kommt Ihr zur Sache des Königs und der heiligen Religion zurück. Wir konntet Ihr nur je ihren Irrlehren Gehör schenken, wie konntet Ihr Euren Stand vergessen und ihre gotteslästerliche Ordnung gut finden, wie konntet Ihr ...»

«Hochwürden, streiten wir uns nicht wieder darüber. Wenn ich nun zu Euch komme, zur Sache des Königs zurückkehre, wie Ihr sagt, so brauche ich weder dafür noch für mein früheres Verhalten weitläufige Erklärungen oder gar Entschuldigungen vorzubringen. Die Sache des Königs habe ich nie verlassen, aber mit vielen Tausenden glaubte ich, daß es möglich sein werde, in einer konstitutionellen Monarchie jene republikanischen Grundlehren zu verwirklichen, die unbestreitbar gut sind und urchristlich dazu. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Sind das nicht die hohen ethischen Ziele, die Glaubensverheißungen, für die unser Herr am Kreuze starb? Daß in der Revolution die Gemäßigten und Gutgesinnten bald beiseite geschoben werden und die schlechtesten Elemente an die Macht kommen, die diese hohen und religiösen Grundsätze zu Lügen stempeln, sie mit ihrem blutigen Terror zur Farce machen und damit die Ideale der Republik in den Schmutz der Gosse zerren, ändert nichts an ihrer ewigen Wahrheit. Dabei will ich gar nicht die gewöhnlichen Entschuldigungen ins Feld führen, daß alle diese Ausschreitungen Übergangserscheinungen, bedauerliche Entgleisungen, Geburtswehen einer neuen Zeit seien — ich weiß, wie höhnisch und unwahr diese Erklärungen den Opfern in den Ohren klingen müssen. Aber ich bin zur Überzeugung gekommen, daß die Entwicklung zu schnell vor sich ging, daß sie Generationen übersprungen hat und unsere Zeit für eine wahre Republik der Brüderlichkeit noch nicht reif ist...»

«Und nie reif sein wird, Frau Marquise. Die Revolution, das ist die Gewalt der Gesetzlosen, die tierische Unvernunft missleiteter Massen, die Tyrannei der Kanaille und die Diktatur weniger Krimineller. Wir haben das alles vorausgesagt, alles! Diese Revolution wird weiter taumeln von Bluttat zu Bluttat, von Verbrechen zu Verbrechen, sie werden sich untereinander morden und sie haben bereits damit begonnen. Wir allein können diesen unheilvollen Sturz in das Chaos aufhalten, indem wir den rechtmäßigen König auf seinen Thron zurückführen. Wir wollen keinen konstitutionellen König, von Hass und Missgunst der Parteien

abhängig. Wir wollen einen König, der König ist, weil er der Sohn seines Vaters ist. Nur die unabdingbare Legitimität wird das Volk an den friedlichen Herd zurückführen und diesem Blutrausch ein Ende machen.»

«Mit Ihnen wünsche ich das, Hochwürden. Obgleich ich glaube, daß einige gute Errungenschaften der Republik beibehalten werden müssen, soll die Monarchie Bestand haben...»

«Welche guten Errungenschaften, Frau Marquise? Ich kenne keine!»

«Oh doch, Hochwürden. Denken Sie an die drückenden Feudallasten, an die Unerbittlichkeit der Steuerpächter, die den armen Leuten das letzte Bett aus dem Hause trugen, an die drakonische Justiz bei geringen Jagdvergehen oder Schmuggel. Die Republik hat diese Übelstände beseitigt...»

«Aber Frau Marquise, das waren immerhin Ausnahmen. Aber heute! Es gibt überhaupt keine Justiz mehr, es herrscht eine höllische Willkür. Die Monarchie war milde und väterlich im Vergleich zu ihrem Schreckensregime.»

«Auch unter den Königen gab es Schreckenszeiten, Hochwürden, und wie wenig wählerisch war oft die Kirche in ihren Mitteln, wenn es galt, ihre weltlichen Interessen zu wahren. Daß diese Revolution einen guten König und eine humane Kirche traf, das ist ihre Tragik. Aber die Saat der Jahrhunderte reift eben langsam heran ...»

«Gerade, weil der König zu milde und die Kirche zu human war, konnte diese verfluchte Rebellion ihr Haupt erheben. Und deshalb muß sie mit eherner Faust niedergeworfen werden und ein straffes Regiment wird nachher notwendig sein, ihren Geist auszutilgen . . .»

«Nein, Hochwürden, wir würden dann in ihre eigenen Fehler verfallen und nur beweisen, daß wir nichts gelernt haben. Sehn Sie, daß diese Republikaner den König töteten, das war nicht nur ein Verbrechen, das war mehr, das war eine politische Dummheit. Man wird zwar nicht abstreiten können, daß der Königsmord in jenem Moment der Revolution nützlich war, indem er sie gefürchtet machte. Aber auf lange Sicht war er eine tödliche Dummheit. Noch weit verwerflicher, entsetzlicher, niederträchtiger aber ist der Mord an der Königin. Er ist so gemein und unverantwortlich, daß man die Luft mit ihren Mördern nicht mehr gemeinsam atmen kann. Und deshalb habe ich alle ihre Vergünstigungen vor ihre Füße geworfen und komme zur Vendée, zu meinem Stand zurück und die Republik wird nun eine entschlossene Feindin mehr haben.»

«Wir heißen Euch willkommen, Frau Marquise. Wir wissen es zu schätzen, daß eine so hochgestellte Dame allen jenen ein Beispiel gibt, die immer noch glauben, dieser mörderischen

Republik verpflichtet zu sein. Wie viele Adelige kämpfen immer noch in ihren Reihen — was gibt's, weshalb halten wir?»

Wirklich hat die Karosse angehalten und sie hören einen Wortwechsel zwischen dem vorausreitenden Diener und einem Fremden und als nun der Priester sich aus dem Wagenschlag leimt, gewahrt er einen über den Weg gelegten Baumstamm und dahinter eine Gruppe wenig vertrauenerweckender Gestalten mit angeschlagenem Gewehr. Der Wortführer der Wegelagerer, ein Riese von Wuchs, erhebt eben wieder seine Stimme:

«Legt die Waffen nieder! Wir sind unser dreißig und ihr seid fünf.»

«Wir legen die Waffen nicht nieder. Gebt die Straße frei!»

«Ha, bist du des Teufels! Euer fünf gegen dreißig! Ich zähle auf drei und dann schießen wir ... Eins ...»

«Halt, gib uns fünf Minuten Zeit, damit ich meine Herrin fragen kann.»

«Gut, frage sie.»

Der Diener kommt an den Wagenschlag geritten:

«Was soll ich tun, Frau Marquise? Räuber versperren den Weg.»

An ihrer Stelle antwortet der Pfarrer:

«Ich glaube, ich kenne diesen Räuber. Sag ihm, er soll selbst mit Madame verhandeln kommen und daß er sich den Teufel auf den Hals laden wird, wenn er einen einzigen Schuss tut. Mich soll er erst nicht bemerken. Wenn er Geld fordert, Frau Marquise, dann geht anscheinend darauf ein. Dann werde ich eingreifen!» Und damit hüllt sich der Pfarrer in seinen Mantel und zieht eine Kapuze tief ins Gesicht. Der Diener reitet wieder einige Schritte nach vorn:

«Höre, du dort! Der Teufel wird dich holen und deine ganze Bande, wenn ihr einen einzigen Schuss tut. Unsere Dame reist in besonderer Mission und ist bei der Republik und bei Herrn von Larochejaquelin akkreditiert. Und nun komm her und sage ihr selbst, was du willst. Aber allein.»

«Ha, du glaubst, daß du mir Angst machst! Wir pfeifen auf den Herrn Marquis. Ich komme. Aber lasst euch nicht einfallen, mir einen Hinterhalt zu legen, sonst wird mit euch allen und eurer Dame gleich Schluss sein!»

Er überklettert den Baumstamm und kommt bis zum Wagenschlag und ein breites Grinsen geht über sein bärtiges Gesicht, wie er die Dame und ihre junge Zofe bemerkt:

«Teufel, Teufel, welch hübsche Frätzchen. Seht, Madame, die Zeiten sind schwer, sehr schlimme Zeiten. Ich muß Euch leider bitten, Euren Leuten Weisung zu geben, die Waffen zu strecken. Wir sind unser dreißig und jeder von uns hat schon Pulver gerochen. Drei, vier von uns könnt ihr erschießen, aber was nützt Euch das, Ihr seid dann mit allen Euren Dienern auch

tot. Sonst wird Euch nichts Schlimmes geschehen. Wir werden die Kutsche hier etwas nebenaus fahren und Eure Diener werden Euch da bis Morgen früh erwarten. Wir aber möchten Euch, schöne Frau Gräfin oder was Ihr seid, und Eurem Zöfchen einen lustigen Empfang auf unserm Schloss bereiten. Oh ja, wir haben hier in der Nähe ein Schloss, es ist etwas zerfallen, aber immerhin ein Schloss. Und Morgen werdet Ihr weiterfahren und noch lange an diesen lustigen Abend zurückdenken.»

«Ihr wollt Geld? Wie viel? Macht's kurz.»

«Geld? Schöne Dame, Geld kann man immer brauchen, Gold vor allem und nicht die verfluchten Assignaten. Natürlich werdet Ihr uns Euer Geld geben, so armen Leuten muß man von seinem Überfluss etwas zukommen lassen. Aber ich muß gestehen, wir können uns damit nicht zufrieden geben. Unser Fest wollen wir haben, unser Hochzeitsfest im Walde. Uns ist doch auch etwas zu gönnen und so nette Damen laufen uns lange nicht mehr ins Garn. Gebt die Weisung an Eure Leute, keine Dummheiten zu machen. Es wäre so schade um all die jungen Burschen. Also bitte, nicht so spröde, schöne Frau. Das sind doch in diesen Zeiten alltägliche Geschichten und der Herr von Charette macht auch nicht lange Federlesens. In diesen Dingen sind wir alle für republikanische Gleichheit. ...» und damit reißt der Riese den Wagenschlag auf. Aber für ihn völlig unerwartet steigt an Stelle der Marquise eine schwarze Gestalt aus der Karosse, das Gesicht in einer Kapuze versenkt und bevor sich der Räuber von seinem Erstaunen erholt, hat er links und rechts eine schallende Ohrfeige und der schwarze Herr reißt seine Kapuze herab:

«Also da treibst du dich herum, du Hund! Ich werde dich lehren, den Wegelagerer zu spielen! Ich werde dich pfählen lassen, du Deserteur!»

Entsetzt weicht der Räuber zurück: «Jesses, unser Pfarrer Barbotin!»

«Jawohl, der Pfarrer Barbotin, der dich mehr als einmal vom Galgen errettet hat. Aber nun schaffe ich dich vors Kriegsgericht, du Lump, du Räuber, du Undankbarer!»

«Hochwürden, zieht Eures Weges und die Dame auch. Es wird ihr nichts geschehen. Aber mich lasst laufen...»

«Nichts da, Six-sous! Du wirst auf deinen Posten zurückkehren. Du weißt, daß dein Leben von einem Wort von mir abhängt, wo immer du sein magst. Ein allerletztes Mal will ich dir Gelegenheit geben.»

«Nein, das tue ich nicht, Hochwürden. Ich mag nicht mehr unter dieser ewigen Drohung leben. Wenn ich auch ein alter Galeerensträfling bin und meinen Brand auf dem Rücken trage, ein Hund bin ich deswegen doch nicht. Ich lasse Euch ziehen und die schöne Dame da und Ihr lasst mich ziehen und wir sind quitt!»

«Ha, meinst du? Du willst mir Bedingungen stellen! Ich kann dich hier niederschießen lassen im Namen des Königs und ich kann dich hier niederschießen lassen im Namen der Republik, gemäß Richterspruch ist dein Haupt beiden verfallen, das weißt du! Also ...»

Da neigt sich die Marquise aus dem Wagen: «Lasst ihn ziehen, Hochwürden! Verzeiht ihm noch einmal.»

Six-sous tritt auf diese begütigenden Worte zwei Schritte vor und nimmt seinen Hut in die Hand:

«Frau Marquise, ich bitte um Verzeihung, ich bitte sehr um Verzeihung. Erlaubet, daß ich Euch mit meinen Leuten bis zu den vendée'schen Vorposten geleite. Es gibt noch andere Banden in diesen Wäldern.»

«Machet das mit Hochwürden ab, Six-sous. Mir soll's recht sein.»

«Nun gut», entscheidet der Vikar, «wir werden sehn. Rufe deine Leute herbei. »

Six-sous pfeift durch die Finger und winkt und zögernd erheben sich hinter dem Baumstamm ein Dutzend Gestalten und kommen langsam herbei.

«Wo sind die andern, Six-sous?» fragt der Pfarrer, «du sagtest, du habest dreißig.»

«Eine erlaubte Kriegslist, Hochwürden, eine erlaubte Notlüge im Felde!»

«Und bei der Wegelagerei, du Teufel! Nun gleichviel.»

Der Vikar mustert die Hinzutretenden:

«Also du da, dich kenne ich, Lejeu, schäme dich, unter die Räuber zu gehen!»

«Ich wollte nicht, Hochwürden, aber Six-sous ...»

«Schon gut, du wirst zur Armee zurückkehren. Und dich kenne ich auch, Jean Jacquelet! Was würde deine Mutter dazu sagen, deine fromme Mutter! Weil dich der Herr von Autichamp mit Recht ausgescholten hat, bist du desertiert und zum Räuber geworden! Pfui! Und ihr alle, ihr kommt mit mir zurück und werdet Gelegenheit haben, euren Fehltritt gutzumachen. Und nun vorwärts, du Six-sous, nimmst mit deinen Leuten die Nachhut und wir werden im Schritt fahren, die Pferde sind ohnehin müde.»

So kommt die Kavalkade nur langsam vorwärts und Six-sous Leute haben unter sich viel zu tuscheln. Sie mögen eine Stunde marschiert sein, als sie hinter sich den fernen Hufschlag galoppierender Pferde hören. Six-sous äugt scharf zurück, dann pfeift er durch die Finger und ruft dem Kutscher zu: «Die Blauen kommen! Vorwärts! Wir halten sie auf!» Kutscher und Vorreiter setzen ihre Rosse in Galopp, Six-sous wirft sich mit seinen Leuten beidseitig ins Gebüsch. Die Husaren sehen nur die Karosse weit vorn und spornen ihre Pferde ventre-à-terre geradeaus. Da blitzt es beidseitig aus dem Gebüsch, drei der vordersten Husaren fallen, das Pferd des Offiziers überschlägt sich und begräbt den Reiter unter sich, die übrigen sieben

Husaren parieren und wenden ihre Pferde und ziehen sich außer Schussweite zurück, die vierspännige Karosse ist weit vorn um eine Wegbiegung verschwunden.

Wir aber werden dieser stolzen Karosse noch einmal begegnen. Über die Marquise de Marcilly wissen die Historiker des Vendéekrieges vieles zu berichten. «Sie gehörte nicht zu den lockern Clorinden, die Charette zu Pferd folgten, sie war eine wirkliche Dame, hochmütig in ihrem Fanatismus, die nichts erbeten hätte und nicht gerettet sein wollte. Die Patrioten taufte sie Marie-Antoinette, sie folgte den vendée'schen Armeen in ihrem Wagen», beschreibt sie der mehrmals zitierte Michelet. «Die zweite Königin», nannten sie die Vendéer.

Der Turm

Das Ende der «Großen Königlichen und Katholischen Armee» wollen wir hier nur kurz schildern. Diese furchtbare Tragödie eines ganzen Volkes, das seinen Glauben, seine Tradition, sein Eigenleben und seine geliebten Gewohnheiten verteidigt und in einem heroischen Kampfe der Gewalt des Neuen weichen muß, unterliegt und zermalmt wird, hat sich ja in unserer Zeit mehrmals in schrecklicher Weise wiederholt. Das kleine vendée'sche Königreich inmitten der Bretagne soll rasch zertrümmert werden und die Republik schickt neue Truppen, neue Generäle, neue Kommissäre nach dem Westen. Larochejaquelin muß Laval räumen. Mühsam schleppt sich die Armee mit ihrem schwerfälligen Tross gegen die Nordküste. Man will Dol nehmen und Saint Malo, die Engländer haben nun Landungen und Hilfstruppen bestimmt zugesagt, sobald ein Hafen zur Verfügung stehe. Aber umsonst blicken die Vendéer über das dunstige Meer, kein Segel zeigt sich und lange kann sich Larochejaquelin hier nicht halten. Dol fällt zwar in seine Hand, aber Saint Malo trotzt und Westermann, Marceau und Kléber rücken rachedürstend heran, sie wollen ihre Niederlage rächen und den Triumph nicht den neu anrückenden Armeen lassen. Der «blonde Engel der Vendée» führt seine Armee nach Le Mans und auch diese Stadt kann er noch nehmen, aber nur wenige Stunden. Zwei republikanische Armeen sind ihm auf den Fersen und am andern Morgen wird er erstmals entscheidend geschlagen. Fünfzehntausend seiner Bauern fallen, Zehntausende, hauptsächlich Kampfunfähige, Frauen und Kinder werden von den Blauen gefangen genommen und auf Befehl der Konventskommissäre Turreau, Prieur de la Marne und Bourbotte zum größten Teil erschossen. Die Republik nimmt hier eine grausame und verächtliche Rache für all die Bedrängung und Not, in die sie der Krieg der Vendée stürzte. Mit den Trümmern seiner Armee fällt Larochejaquelin auf Laval zurück, er nimmt diese Stadt zum dritten Mal, aber er kann sie nicht halten. Ungestüm drängen die Republikaner nach und sie geben keinen Pardon, nicht einmal den Frauen und Kindern. Bei Ancenis staut sich die Masse der Vendéer, Larochejaquelin hat nur eine Sehnsucht — zurück in die heimatliche Vendée, auch wenn sie ausgebrannt und verödet ist. Er will Kähne beschaffen, um so viele seiner Landsleute als irgend möglich hinüberzuretten, doch die Republikaner haben alle Barken versenkt. Da treibt er seinen Hengst wieder in die Fluten der Loire und schwimmt hinüber. Er hofft, drüben Fischer aufzutreiben und sie mit Zureden oder Gewalt zu zwingen, sich zur Verfügung zu stellen. Nur wenige Reiter begleiten ihn und nur die Hälfte erreicht das jenseitige Ufer, denn die Fluten sind reißend und kalt. Keiner kehrt mehr zurück, Kléber hat schon am Vortage bei Angers Kavallerie übersetzen lassen, um den letzten, verzweifelte Vendéer auf ihrem Heimatboden einen blutigen Empfang zu bereiten und als nun Larochejaquelin seinen tiefenden Hengst ans Ufer klettern lässt, wird er

von einer Husarenpatrouille angeschossen. Bis auf zwei fallen seine letzten Begleiter und nur der Schnelligkeit seines Pferdes verdankt er es, daß er noch einmal entkommt.

Die Reste der «Großen Königlichen und Katholischen Armee» zerstieben in alle Winde. Autichamp fällt und viele adelige Führer, der Vicomte de l'Augrenière führt noch einige Trümmer bis nach Savenay, wo sie nach verzweifelter Gegenwehr aufgerieben werden.

Wanderst du auf der Straße von Angers der Loire entlang gegen Varades, lieber Leser, dann siehst du dich fast unvermittelt einem finstern Turm gegenüber, der auf seinem Fels über einer Biegung der Straße steht. Steigst du zu diesem Turm hinauf, dann gewahrst du, daß er Teil einer längst zerstörten Burg ist und trittst du durch sein geborstenes Tor, dann findest du ihn leer. Es ist der berühmte Turm des Ritters Blaubart von Champtocé, Gilles de Rais, der hier vor fünfhundert Jahren sein Unwesen trieb, Zeuge der barbarischen Zeit des finstersten Feudalismus. Hierher verschleppte der Grausame mehr als zweihundert Frauen und Kinder und sie sahen nie wieder das Licht der Sonne. An diesem 16. Dezember 1793 war die finstere Burg Blaubarts längst eine Ruine, aber der heute geborstene und unbedeckte Turm war noch fast unversehrt. Ein kleiner Trupp Vendéer hat sich hier verschanzt, zwanzig Mann. Ein Priester ist bei ihnen und ein junges Mädchen. Sie haben eine Kanone bei sich, die sie in das Tor des Turmes stellten und um die sie Felsblöcke und Erde zu einer Barrikade aufschichteten. Sie haben wenig Aussicht, unentdeckt zu bleiben, denn unten auf der Straße wälzt sich Flucht und Verfolgung vorbei. Allmählich verzieht sich der Lärm und nur von ferne her hört man noch einzelne Schüsse, nur mit Unterbrüchen noch von der Straße herauf den Hufschlag eiliger Rosse der Verfolger.

Der Priester wendet sich an den Riesen, der hinter der Kanone an der Barrikade lehnt:

«Wie viele Schuss haben wir noch, Six-sous?»

«Noch zehn, Hochwürden. Aber hier habe ich noch ein Säcklein Pulver und einen Sack voll alter Eisenstücke und Nägel. Wir können ihnen die Hölle heiß machen, wenn sie kommen.»

«Gut. Wenn wir unbehelligt bleiben bis zum frühen Morgen, dann können wir uns an die Loire schleichen. Dann kehren wir zurück in unsere Vendée, Kinder, zu Herrn von Charette! Dann hat die Not ein Ende, nicht wahr, Maria?»

«Ja, Hochwürden. Ich habe mein Boot gut versteckt im Schilf und in drei Überfahrten muß es für alle reichen. Aber meine Aufgabe ist damit nicht erfüllt. Ihr wisst, daß mich Herr von Charette zu einem ändern Zweck hierher sandte.»

«Ich weiß, ich weiß. Du sollst ihm die Damen de la Métayrie herüberschaffen. Aber wie willst du sie finden? Wenn sie nicht bei Herrn de l'Augrenière sind, so sind sie tot oder gefangen.

Alles ist hier ein Chaos und kommen wir morgen früh nicht über die Loire, dann sind wir verloren.»

«Ich werde euch hinüberschaffen, Hochwürden. Aber dann werde ich zurückkehren und die Frau und Fräulein de la Métayrie suchen, bis ich sie finde.»

«Das würde dein Tod sein, Kind und du wirst sie bestimmt nicht finden, glaube mir. Wie kann dir Herr von Charette eine solch unmögliche Aufgabe zumuten. Bestimmt weiß er nicht, wie übel hier die Sachen stehen.»

«Herr de Charette weiß alles. Und nicht er hat mich geschickt, ich habe mich anerbieten und ich habe schon schwierigere Aufgaben für ihn gelöst. Unser Leben steht in Gottes Hand, Hochwürden, so hat es uns unser ehrwürdige Herr gelehrt.»

«Freilich, freilich, du gutes Kind. Aber auch die Hölle hat ihre Macht und Gott verlangt nicht Unmögliches von uns. Nun, wir werden sehen. Du wirst dich selbst überzeugen, daß du nicht in diesen Zusammenbruch zurückkehren kannst, ohne unterzugehen.»

Die Vendéer haben alle ihren Posten bezogen, aus den wenigen Schießscharten der klafterdicken Mauern starren ihre Gewehre, als sich ein früher Abend auf den alten, düstern Turm herabzusenken beginnt. Da reiten einige Husaren zwischen das alte Gemäuer des einstigen Hofes, sie scheinen völlig unbekümmert und mit keinem Widerstande mehr zu rechnen. Sie zäumen ihre Pferde ab und schnallen die Heubündel vom Sattel und werfen sie ihnen vor. Dann lagern sie sich im Kreise und ziehen ihre Feldflaschen aus den Taschen und machen sich über ihre Proviantssäcke her. Nur einer streift noch neugierig im Hof herum und auf den alten Turm zu. Plötzlich stutzt er, als er die Barrikade gewahrt und das drohende Kanonenrohr in ihrer Mitte. Die Vendéer haben sich niedergeduckt und nichts ist zu hören. Vorsichtig kommt der Husar bis an die Barrikade und schaut angestrengt hinüber, aber nichts als gähnende Finsternis ist im Turm. «Wer da?» ruft er hinein und beugt sich über das Gestein, aber nichts regt sich. Er horcht noch einen Augenblick und will sich eben zum Gehen wenden, da erhebt sich blitzschnell eine Gestalt hinter der Barrikade, zwei Fäuste greifen nach dem Hals des Republikaners und der riesige Six-sous zieht ihn lautlos herein. Er wirft ihn zu Boden, setzt ihm das Knie auf die Brust und den Dolch an den Hals: «Ein Laut, und du bist des Todes!»

Entsetzt starrt der Soldat in das wilde, bärtige Gesicht. Six-sous lassen nun seinen Hals los:

«Wie viele seid ihr?»

«Ein Beritt», erwidert mühsam der Gewürgte, «acht Mann.»

«Gut, du siehst, wir sind unser mehr als zwanzig. Unsere Kanone ist mit einer Kartätsche geladen. Wir können euch alle auslöschen. Ihr sollt am Leben bleiben, wenn du tust, was ich dir befehle.»

«Was soll ich tun?»

«Du wirst deine Kameraden hierher rufen. Du wirst ihnen sagen, daß hier im Turm eine gute Unterkunft ist und ein Fass Wein. Sie werden einzeln hereinklettern und wir werden sie bis zum ersten Hahnenschrei gefangen halten, nicht länger.»

«Aber das ist ja Verrat.»

«Verrat ist es, wenn du deine Kameraden nicht rufst. Dann werden wir sie aufheben. Willst du oder willst du nicht? Leben oder Tod, wähle!»

«Ich will, ich will.»

«Gut, aber laß dir nicht einfallen, sie zu warnen. Zwanzig Flinten sind auf sie gerichtet, eine auf dich. Nun rufe erst zwei beim Namen und stell dich so an die Barrikade, daß sie dich sehen.»

Der Husar erhebt sich und ruft durch die hohlen Hände:

«Hulin, Georges, kommt hierher!»

«Was soll's? Wo treibst du dich herum?» tönt die Antwort über den Hof.

«Kommt hierher! Das müsst ihr sehn! Eine feine Unterkunft für diese Nacht und Wein so viel ihr wollt!»

Die zwei Gerufenen springen auf und ein Dritter dazu, während die Übrigen erwartungsvoll herüberblicken. Zwei kommen eiligen Schrittes bis an die Barrikade, der Dritte schlendert langsam hinter ihnen her. Der Husar im Turm, das Gewehr Six-sous im Dunkeln auf sich gerichtet, sagt ihnen, daß dies eine verlassene Stellung der Briganten sei, willkommenes Quartier für diese Dezembernacht. Die zwei klettern herüber, machen einige Schritte im Dunkeln, da legen sich kräftige Fäuste um ihre Hälse und sie werden zu Boden gerissen. Doch beim einen geht dies nicht geräuschlos, er strampelt mit den Füßen und der Dritte vor der Barrikade argwöhnt etwas:

«Was zum Teufel ist hier los?»

Aber schon schnellst Six-sous mit dem Oberkörper über die Barrikade und hat ihn am Hals und zieht ihn mit einem kräftigen Ruck herein:

«So, mein Sohn. Hier bist du sicher aufgehoben! Und nun hört ihr alle: Wir sind unser einundzwanzig und gut bewaffnet. Wir können euch hier töten, ohne Pardon, wie ihr unsere Frauen und Kinder tötet ohne Pardon. Aber wir setzen unser Leben gegen das eure. Wenn ihr tut, was ich euch befehle, sollt ihr am frühen Morgen frei sein. Ihr werdet nun hier so tun, als ob ihr ein Trinkgelage hättet und ihr werdet eure Kameraden herrufen — —»

Da schnellst der Zuletztangekommene empor:

«Nein, wir werden das nicht tun, Brigant! Wir wollen ...»

Doch Six-sous winkt zweien seiner Leute: «Bindet ihn und einen Knebel in seinen Mund!»

Aber so eilig die Vendéer zugreifen, sie können nicht verhindern, daß der Husar einen Warnungsruf ausstößt: «Zu Hilfe, Bri...»

Six-sous wirft sich wild auf ihn mit gezücktem Dolch, aber der Pfarrer reißt ihn zurück:

«Laß das, Six-sous. Das hat noch Zeit. Bindet auch die andern.»

Draußen sind die vier noch freien Husaren aufgesprungen und haben ihre Karabiner ergriffen. Da sprüht es aus den Schieß-Scharten des Turms und drei von ihnen fallen, der letzte aber flüchtet in langen Sprüngen ins Freie. Die Husarenpferde haben die Köpfe hochgeworfen, zwei galoppieren davon, die übrigen beruhigen sich wieder und kauen an ihrem Heu.

«Der Streich ist misslungen, Six-sous. Bald werden wir umzingelt sein. Es wäre besser, jetzt gleich an die Loire aufzubrechen.»

«Unmöglich jetzt, Hochwürden. Überall haben sie ihre Streifen. Erst mit der völligen Dunkelheit...»

«Dann wird es zu spät sein. Einer ist entkommen und wird Hilfe holen. Bald ist es Nacht, macht euch bereit.»

«Und die Gefangenen?»

«Wir lassen sie hier. Bis die andern sie befreien sind wir schon weit.»

«Sie sollen zur Hölle fahren, Hochwürden! Keine Nachsicht, kein Erbarmen, kein falsches Mitleid mit den Mördern!»

«Sie bleiben hier, Six-sous, sage ich! Sie haben unser Wort!»

«Ihr Wort haben sie nicht gehalten, also ...»

«Einer hat's gegeben und er hat's gehalten, die andern drei haben es nicht gegeben. Ihr Tod würde uns nichts nützen ... Doch hört! — — Es ist zu spät! Sie kommen!»

Von der Straße her hört man den Hufschlag vieler Pferde. Six-sous stößt einen Fluch aus und macht sich an seiner Kanone zu schaffen, im Turm herrscht nun völlige Dunkelheit. Draußen aber kann man im Zwielflicht hin- und herhuschende Gestalten erkennen, die hinter dem alten Gemäuer der Burg Deckung suchen. Lange regt sich nichts. Dann ruft dreimal ein Trompetensignal und eine Stimme erhebt sich über den Hof:

«Hallo, ihr Leute im Turm, wer seid ihr?»

Six-sous lehnt sich über die Kanone:

«Hier ist die Vendée!»

«Es gibt keine Vendée mehr! Ergibt euch!»

«Es lebe der König!»

«Es gibt keinen König mehr! Ergibt euch!»

«Die Vendée ergibt sich nicht!»

«Wir schenken euch das Leben! Ergibt euch!»

«Euer Wort gilt nicht!»

«Im Namen der Republik eins und unteilbar: wir schenken euch das Leben! Ergibt euch!»

«Der Teufel hole eure Republik!»

«Zum letzten Mal: ergibt euch, oder wir stürmen!»

«Stürmt!»

Die Stimme verstummt und es herrscht wieder Stille. Gespannt lauschen die Vendéer hinter der Barrikade und den Schießscharten. Nichts regt sich. Nur von ferne hört man abermals den Hufschlag trabender Pferde, die näher kommen, dann ist alles still. Tiefste Finsternis herrscht ringsum. Nach einiger Zeit zünden die Republikaner Pechfackeln an und schleudern sie in weitem Bogen bis vor die Barrikade des Tors und ihr flackernder Schein fällt in das Innere des Turms. Da ertönt wieder das Trompetensignal, lang gezogene drei Stöße, und die Stimme meldet sich von neuem:

«Ihr Leute im Turm, hört ihr mich?»

«Wir hören!»

«Ihr seid völlig umstellt. Wir sind tausend Mann. Bis zum frühen Tag werden wir dreitausend sein oder mehr. Ihr habt vier Gefangene?»

«Wir haben vier Gefangene.»

«Lasst sie frei und wir schenken euch das Leben!»

«Wir geben sie nicht frei!»

«Ihr haftet mit eurem Kopf für sie!»

«Wir schulden nur einen Tod und sie auch und ihr auch!»

«Euer Widerstand ist nutzlos!»

«Wir werden sehn!»

«Leben oder Tod stehen in eurer Hand! Wählt!»

«Wir wählen den Tod!»

«Ihr sollt ihn haben! — — — Feuer!»

Hundert Gewehre blitzen im Dunkeln und die Kugeln prasseln gegen Turm und Barrikade. Aber der alte Ritterschloss spottet dem wütenden Feuer der Republik. Es ist, als schüttle er ihre Kugeln höhnisch ab von seinen klatferdicken Quadern.

Six-sous hat sich mit seiner brennenden Lunte hinter die Kanone geduckt und befiehlt seinen Leuten hinter den Schießscharten:

«Nicht schießen. Erst wenn sie kommen! Erst auf mein Kommando!»

Er äugt scharf über die Barrikade, da prasselt eine zweite Salve der Republikaner wider den Turm. Wieder Stille und dann die Stimme von Six-sous:

«Achtung, sie kommen! Erst auf mein Kommando!»

Der Priester erhebt sein Kreuz:

«Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Ich entbinde euch von allen euren Sünden!»

«Feuer! Es lebe der König!» brüllt Six-sous und hält seine Lunte ans Zündloch. Zwanzig Flintenschüsse werden vom gewaltigen Krachen der Kanone übertönt. Aufschreie und Flüche draußen und Kommandorufe:

«Vorwärts, Kinder! Es lebe die Republik! Nieder mit den Briganten!»

Mit Riesenkraft hat Six-sous die Kanone zurückgezogen, wischt das Rohr aus, stößt die Kartouche hinein und schiebt das Geschütz wieder in die Lücke. Marie Chevel reicht ihm die brennende Lunte:

«Feuer, ihr Männer des Königs!» jauchzt Six-sous und wieder sprüht der alte Turm Tod und Verderben unter die stürmenden Republikaner. Aber nun sind die ersten am Tor. Einer klettert auf die Barrikade, doch ehe er sein Gewehr heben kann, stößt ihn Six-sous mit einem Dolchstoß rücklings hinab.

«Alles an die Barrikade!», brüllt Six-sous und die Vendéer verlassen die Schießscharten und zwanzig Dolche und Bajonette verteidigen den einzigen Zugang zum Turm, derweil Marie Chevel und der Priester die Gewehre wieder laden. Hieb und Stich wechseln in rascher Folge über die Barrikade, zwei Vendéer stürzen ächzend zu Boden, aber der Sturm wird abgeschlagen. Ein Trompetensignal ruft die Republikaner zurück.

*

Bei Ancenis lagern zwei Bataillone Nationalgarde und zwei Kompagnien der Nanter Artillerie mit ihren Pariser Kanonieren. Sie sind missmutig und frieren trotz der Lagerfeuer, auch der junge General scheint in trüber Stimmung zu sein. Man glaubte, es sei alles zu Ende und immer wieder regt sich verzweifelter Widerstand. Was bedeuten diese Kanonenschläge von Champocé her? Doch was kümmert ihn das. Er hat Befehl, hier jeden Übergang von Flüchtlingen über die Loire zu verhindern und er hat schon viele abgefangen. Er trotzt der Order

des Kommissärs Turreau, alle gleich zu erschießen und schickt sie in einzelnen Schüben nach Nantes. Carrier wird nicht zögern. Welch ein trauriger Krieg! Finster und tot liegt drüben in der Nacht die verlassene Vendée, Heimat und Sehnsucht aller dieser Unglücklichen, derweil hierseits brennende Gehöfte und Dörfer der Bretagne von der Niederlage der «Großen Königlichen und Katholischen Armee» künden. Da lässt sich Hufschlag auf der Straße hören und die Wachen treten ins Gewehr: «Halt! Wer da?»

«Frankreich!»

«Welches Regiment?»

«Dritte Husaren!»

«Parole?»

«La Maine!»

«Passiert!»

«Wo ist euer Kommandant?»

«Dort!»

Der General erhebt sich, die Husaren reiten heran:

«Bürger General, wir brauchen dringend Kanonen!»

«Wozu?»

«Im Turm von Champtocé haben sich Briganten festgesetzt. Sie haben sich verbarrikadiert, sie haben ein Geschütz. Wir haben den Galeerensträfling erkannt, den Oberkanonier des verfluchten Larochejaquelin. Und dann den Schurken Barbotin, den Pfaffen von St. Laurent.»

«So, so! Ein guter Fang!»

«Und dann ist noch ein Weib bei ihnen. Einer von uns glaubt, daß es die Botengängerin des Brigantengenerals Charette sei, das Mädchen...»

«Was sagst du da?»

«Nun, das Mädchen mit dem Springstock, nach dem wir schon lange fahnden.»

«Ich komme selbst! Hauptmann Bordin, du übernimmst hier das Kommando. Sergeant Guelin mit zwei Geschützen nach Champtocé. Alles im Trab. Und nun kommt!»

Er wirft sich auf sein Pferd und die Husaren folgen ihm mit verhängten Zügeln.

*

«Bürger Oberst, du verlangst Geschütze, um die Bresche zu schießen.»

«Jawohl, Bürger General! Wir haben versucht, zu stürmen. Ich habe zwanzig Mann verloren. Es sind entschlossene Briganten in diesem Turm, ihr Oberkanonier und der Pfaffe Barbotin! Lebend werden wir sie nicht bekommen.»

«Ich übernehme hier das Kommando! Ich werde mit ihnen verhandeln. Laß das Signal blasen!»

«Es ist völlig unnütz, Bürger General. Zweimal habe ich es versucht.»

«Laß das Signal blasen, hörst du!»

«Wie du befehlst, Bürger General, wie du befehlst!»

*

«Sie bereiten etwas vor, Hochwürden! Ich höre Wagen auf der Straße. Geschütze wahrscheinlich. Vielleicht auch eine Fuhre Stroh, um uns auszuräuchern.»

«Was werden wir tun?»

«Sie können unsere Barrikade zusammenschießen. Das ist das Schlimmste. Aber ihre Strohwagen lassen wir nicht heran. Ich habe noch acht Kartouchen und Pulver und Blei.»

«Mögen alle Heiligen bei uns sein.»

«Ich verlaß mich lieber auf meine Kartouchen, Hochwürden!»

«Lästere nicht, Six-sous, in dieser Stunde.»

«Ich lästere nicht, Hochwürden. Aber was haben uns die Heiligen geholfen bis heute? Warum stehen sie uns nicht bei, uns, die wir für Gott und den König kämpfen?»

«Es ist eine Prüfung, mein Sohn. Hat nicht unser Heiland am Kreuz ausgerufen: Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?»

Six-sous brummt etwas vor sich hin, da tönt wieder das Trompetensignal durch die Nacht, Pechfackeln werden angezündet und vor die Barrikade geworfen und erhellen mit ihrem Schein den Platz. Ein hoher Offizier tritt in den Lichtschein, dreifarbig wippen buschige Sträüße von seinem Hut, rot, weiß, blau, dreifarbig ist die breite Schärpe um seinen Rock, rot, weiß, blau.

«Hochwürden, ein General! Soll ich ihn wegputzen?»

«Hüte dich. Parlamentäre erschießt man nicht!»

«Oh, warum nicht! Mir macht das nichts aus. Hört, er spricht!»

«Vendéer! Kann man mit euch sprechen?»

«Sprecht!»

«Ihr seid tapfere Leute. Aber ihr kämpft für eine verlorene Sache. Ergibt euch! Ich, der General Lamberty, kann euch allen das Leben zusichern bis auf zweien von euch!»

«Bis auf welche zwei?»

«Vikar Barbotin, Ihr seid zum Tode verurteilt seit zwei Jahren. Ich werde aber für Euch sprechen. Six-sous, du bist zum Tode verurteilt seit zehn Jahren, noch aus der Zeit des Tyrannen. Aber ich werde auch für dich sprechen. Wollt ihr, daß alle diese Männer im Turm wegen euch sterben?»

«Wir werden diese Männer fragen und euch Antwort geben.»

«Gut, fragt sie.»

*

«Wir haben unsere Leute gefragt. Willst du die Antwort wissen, Noyeur?»

«Ja!»

«Nun gut. Euer Wort gilt nichts in der Vendée! Ihr habt es tausendmal gebrochen. Ihr habt Frauen und Kinder und Verwundete, die sich euch ergaben, kaltblütig ermordet. Tausende, Zehntausende! Und ihr wagt es, uns hinterlistig ein Angebot zu machen, das ihr weder halten wollt noch könnt? Hebe dich hinweg, General der verbrecherischen Marats. Für dich haben wir nur eine Antwort: unsere Gewehre werden sie geben.»

«Halt noch! Ich habe euch noch etwas zu sagen. Ich zürne euch nicht. Ihr wollt den Kampf, obschon er für euch aussichtslos ist. Wir haben jetzt Geschütze da. Vielleicht werdet ihr noch einige von uns töten, aber wir werden euch sicher alle töten. So hört denn: Ihr habt eine Frau bei euch. Lasst sie ziehen. Sie wird unter meinem Schutze stehen. Ich will eher den schmachlichsten Tod sterben, als daß ihr ein Leid geschehe. Kann ich mit ihr sprechen?»

«Du kannst! Und merke dir: Sie ist völlig frei in ihren Entschlüssen. Wir halten sie nicht zurück. Hier ist sie.»

Marie Chevel tritt an die Barrikade, der Feuerschein der Pechfackeln beleuchtet ihre langen, braunen Locken und spiegelt sich in ihren dunklen Augen, die ruhig zu Lamberty herüberblicken:

«Was willst du von mir, General?»

«Marie-Jeanne! Sprich mit diesen Männern. Zwanzig Mann haben sie uns getötet und trotzdem werde ich alles tun, sie zu retten. Du weißt, daß ich Wort halte. Sage ihnen das. Erwähne dich an den Pfarrer von Machecoul. Nur den Vikar Barbotin und Six-sous muß ich ausnehmen. Aber auch für sie werde ich Fürsprache leisten...»

«Wir verlassen unsern hochwürdigen Herrn nicht und wir verlassen Six-sous nicht. Entweder rettetest du alle, General, oder keiner läßt sich retten.»

«Dann laß du dich wenigstens retten, Marie-Jeanne. Bei allem, was dir heilig ist, lasse diese schreckliche Stunde nicht schlagen. Komm heraus aus diesem furchtbaren Turm, der so entsetzliche Frauentragödien sah. Komm heraus, Marie-Jeanne. Ich werde alles für dich tun und nicht das Geringste von dir verlangen. Ich will dich sicher und persönlich bis in das Gebiet des General Charette begleiten. Komm heraus, ehe es zu spät ist.»

«Nein, General Lamberty. Du kennst unsere Bedingungen. Alle oder Keinen.»

«Marie-Jeanne, du stürzest mich in Verzweiflung. Ich kann nicht mehr versprechen, als ich halten kann. Ehe der Morgen graut, ist vielleicht ein Kommissär da und dann ist alles zu Ende.»

«Tue deine Pflicht, General Lamberty. Eure Republik verlangt, daß ihr grausam seid. Sei grausam. Du bist ja in eine gute Schule gegangen.»

«Carrier ist nicht mein Freund, glaube es mir. Sei vernünftig, Marie-Jeanne! Das Leben liegt noch vor dir. Wähle nicht diesen unsinnigen Tod. Einmal wird auch wieder Friede sein. Bald! Ich beschwöre dich, bei allem, was dir heilig ist, komm, laß dich retten!»

«Nein! Ich allein lasse mich nicht retten! Ich will dir aber eines sagen, General Lamberty, ich sage es dir in dieser Stunde, die am schwersten wiegt in unserm Leben — ich danke dir! Und nun geh, Adieu, adieu!»

Marie Chevel gleitet in das Dunkel des Turms zurück und an ihrer Stelle erhebt sich die gewaltige Gestalt Six-sous hinter der Barrikade:

«Du hast es gehört, Noyeur! Und nun gehe rasch zu deinen Mördern zurück. Mir zuckt es in allen Fingern und der Hahn ist gespannt.»

Noch einen Blick wirft Lamberty auf den finstern Turm, dann geht er langsam zurück und entschwindet aus dem Feuerschein.

«Marie-Jeanne, laß dich retten. Er meint es ehrlich. Du dienst unserer Sache nicht, wenn du bleibst.»

«Ich bleibe, Hochwürden. Heute sind so viele für den König und die heilige Religion gestorben. Ist es nicht süß, so zu sterben?»

«Gewiss, gewiss, Marie-Jeanne! Aber du nüttest unserer Sache mehr, wenn du lebst, was meinst du, Six-sous? Was meint ihr, meine Kinder?»

«Sie soll gehen und sie soll ihm den Hals umdrehen», brummt der Oberkanonier und alle versuchen nun, sie zu überreden, sich durch den Republikaner retten zu lassen. Sie lächelt und schüttelt ihren Lockenkopf:

«Nein, meine Freunde! Niemals!»

*

«Ich habe es dir vorausgesagt, Bürger General. Verhandlungen sind nutzlos. Was befehlst du?»

«Lasse die Geschütze in Stellung fahren. Geschossen wird erst auf meinen Befehl. Verstehst du, daß die Republik ein Interesse hat, den Barbotin lebend in die Hand zu bekommen, Bürger Oberst?»

«Der Pfaffe wird sich nicht fangen lassen. Schon hundertmal glaubten wir ihn sicher umstellt und immer ist er uns entwischt . . .»

«Glaubst du, daß man für ihn Gnade erwirken könnte, wenn er sich ergäbe?»

«Gnade für den Erzverschwörer Barbotin? Eher holst du die Sterne vom Himmel, General! War er nicht die Seele des Aufstandes, hat er nicht den ganzen Krieg angezettelt? Hat er nicht die Ci-devants aus ihren Schlössern geholt und gezwungen, die militärische Führung zu übernehmen, ohne die der Brigantenkrieg in den ersten Tagen zusammengebrochen wäre? Eher kannst du für den Galeerensträfling Begnadigung erlangen, als für diesen rebellischen Pfaffen.»

«Nun gut, bis zum Tagesanbruch werden wir warten.»

*

Ein fahler Dezembermorgen dämmt über der Loire und nur schwach und zaghaft umspielt sein Licht die Zinnen des düstern Turms von Champtocé. Da ertönt noch einmal das Trompetensignal und der republikanische General nähert sich der Barrikade bis auf zwanzig Schritt und erhebt seine Stimme:

«Vendéer, die Zeit ist abgelaufen. Ehe die nächste halbe Stunde schlägt, werden wir Bresche schießen.»

«Schießt!»

«Marie-Jeanne! Du hörst mich! Noch einmal möchte ich mit dir sprechen! Gib mir Antwort!»

«Marie-Jeanne! Gib mir Antwort!»

«Sie läßt dir sagen, Noyeur, daß sie dir nichts mehr zu sagen hat.»

«So hört, ihr Männer der Vendée und Ihr, Pfarrer Barbotin! Lasst dieses Mädchen nicht mit euch sterben. Lasst uns diesen Kampf unter Männern ausfechten. Zwingt sie, diesen Turm zu verlassen und ich bürge für ihr Leben und für ihre Freiheit...»

«Spare deine Worte, Henkergeneral. Und geh! Gehe rasch, denn unsere Gewehre sind auf dich gerichtet!»

«So komme ihr Blut über euch!»

«Und über dich und über deine mörderische Republik! Geh!»

*

«Wie erklärst du dir das, Oberst, diesen Starrsinn? Sie ist eine Wäscherin, sie ist arm, ihren Vater haben die Gendarmen des Königs erschossen. Und dieser Six-sous! Der König hat ihn auf die Galeeren geschickt. Aus besonderer Gnade, er sollte gehängt werden! Und diese Bauern! Warum kämpfen sie für den Feudalismus, der sie tausend Jahre in Knechtschaft hielt? Sie könnten ruhig auf ihren Höfen leben, die Republik wollte ihr Bestes nur. Und dieser Vikar Barbotin? Er ist ein alter Mann und hat es nur zu einem Vikariat gebracht. Die fetten Stellen und Pfründen waren fast überall das Privileg der Ci-devants, der Adeligen. Und er kämpft gegen die Republik, die die Käuflichkeit der Stellen abschafft. Wie erklärst du dir das?»

«Für all das finde ich nur eine Erklärung, Bürger General — Fanatismus!»

«Aber auch der Fanatismus muß doch einen vernünftigen oder scheinbar vernünftigen Ursprung haben!»

«Man hat so seine Gedanken, Bürger General. Vielleicht war die Republik zu ungeduldig. Vielleicht waren wir zu unduldsam. Wir hätten Ihnen Zeit lassen sollen. Wir hätten vielleicht hier das neue Gesetz nur allmählich zur Geltung bringen sollen. Doch zu solchen Erwägungen ist es jetzt zu spät. Was befiehlt du, General?»

«Wir werden mit dem Geschütz die Barrikade zusammenschießen und dann werden wir stürmen.»

«Wie du befiehlt, General. Aber das wird uns viele Leute kosten. Man könnte das alles mit der Artillerie erledigen. Darf ich um einen schriftlichen Befehl bitten?»

«Hier hast du ihn.» Und Lamberty wirft einige Bleistiftzeilen auf ein Blatt Papier.

«Ich werde den Angriff führen.»

Dann ruft er den Sergeanten Guelin herbei: «Sergeant, es ist wichtig, daß wir einige dieser Briganten lebend in die Hand bekommen. Du richtest beide Rohre auf die Barrikade und zwar auf die untere Hälfte. In das Innere des Turms sollst du nicht schießen. Du gibst so viele Schüsse ab, bis Ihre Kanone verstummt und die Barrikade zusammenbricht. Dann geben wir das Signal zum Sturm.»

«Hochwürden, sie haben nur zwei Geschütze. Ich sehe es ganz deutlich: sie richten beide Rohre genau auf die Barrikade. Soll ich zuerst schießen? Das könnte uns großen Vorteil bringen.»

«Nein.»

«Es ist wichtig, daß wir ohne Unterbruch feuern können. Mit Euch, M'sieur zählen wir noch achtzehn Schützen. Maria, du gehst an den Ausguck und du gibst den Feuerbefehl, aber erst, wenn sie auf die halbe Distanz heran sind. Neun gehen an die Schießscharten, hinter jeden stellt sich einer, der die Gewehre nachlädt. An der Kanone bleibe ich allein. Achtung! — — Ach — —»

Drüben blitzen die beiden republikanischen Geschütze auf, Six-sous wirft sich mit seiner brennenden Lunte zu Boden, mit gewaltigem Krachen fahren die zwei schweren Stückkugeln in die Barrikade und Steine und Erde bröckeln ab. Six-sous springt auf, die Lunte fährt ans Zündloch und die vendée'sche Kanone brüllt ihre Antwort über den Hof.

«Es lebe der König!» schreit der Oberkanonier und reißt sein Geschütz zurück, den Lauf auszuwischen und die neue Kartouche nachzustossen. Wieder dröhnen die feindlichen Geschütze und diesmal haben sie Granaten geladen und die Barrikade splittert, aber sie hält noch und wieder antwortet die einzelne Kanone. So dauert dieses Artillerieduell einige Zeit, und die Barrikade sinkt immer mehr zusammen und lässt die Kanone der Vendéer ungeschützt und Six-sous muß jedes Mal hinter die Mauern flüchten, bis die zwei Schüsse des Gegners gefallen sind. Er wundert sich, daß sie nicht mit Gewehren auf ihn schießen. Noch eine einzige Kartouche hat er und wie der Schuss herausfährt, folgt sein Blick gespannt seiner Bahn, er hat sich über das Rohr gebeugt, um die Wirkung zu beobachten und nun jauchzt er. Drüben ist das eine Geschütz auf der zerstörten Lafette zusammengesunken. Er reißt seine Kanone in das Innere des Turms zurück und beginnt, sie mit Eisenstücken und alten Nägeln zu stopfen, da hören sie ein Trompetensignal und Marie Chevel ruft vom Ausguck her:

«Sie kommen!»

Und sie vernehmen den hundertstimmigen Ruf: «Es lebe die Republik!»

«Es lebe der König! Feuer!» ruft Marie Chevel und neun Flinten blitzen auf, werden zurückgereicht und neun geladene nach vorn und wieder blitzen neun Schüsse, da sind die Republikaner an der zerstörten Barrikade:

«Nieder mit den Briganten!» In dichtem Knäuel brechen sie herein mit Bajonett und Säbel, jetzt senkt Six-sous seine Lunte:

«Es lebe der König!»

Der alte Turm erbebt in seinen Grundfesten, wie die starke Ladung herausfährt und Eisen und Blei das Tor ausfegen. Ein wirrer Knäuel von Toten und Verletzten bildet eine neue Barrikade, aber darüber weg stürmen die Nachfolgenden in dichten Reihen:

«Nieder mit den Briganten!»

Noch einmal mäht eine Flintensalve die Vordersten nieder, der Vikar schießt seine Pistolen in den dichtesten Haufen ab, Mann an Mann wechseln Hieb und Stich und Parade. Six-sous hat seine Kanone noch einmal gestopft, aber er kann nicht mehr schießen, denn Freund und Feind sind ein unentwirrbares Kampfgemenge. Marie Chevel hat die Flinte eines Toten aufgenommen, ein Husar schlägt ihren Lauf nieder und dringt auf sie ein:

«Dich muß ich lebendig haben, Brigantin!»

Doch da ist Six-sous zur Stelle, er unterläuft den erhobenen Säbel, er packt mit seinen eisernen Fäusten den Republikaner an der Brust, hebt ihn hoch über seinen Kopf und schleudert ihn in die Bajonette seiner eigenen Leute. Da gewahrt er unter dem Tor den dreifarbigem Federbusch des Generals:

«Ha, du kommst auch, verfluchter Noyeur! Willkommen!»

Und er wirft sich mitten ins Gewühl, um zu Lamberty zu gelangen. Aber die Übermacht ist zu groß, fast alle Vendéer sind gefallen, zwanzig Bajonette starren ihm entgegen:

«Ergib dich, Brigant!»

«Es lebe der König!»

Er fällt, von vielen Bajonettstichen durchbohrt und er reißt noch im Fallen zwei Republikaner mit sich zu Boden. Hinter ihm steht der Vikar, in der einen Hand die Pistole, in der andern das erhobene Kreuz:

«Noch heute wirst du im Paradiese sein. Deine Sünden sind dir vergeben.»

«Ergib dich, verfluchter Pfaffe!» schreit ein Husar.

«Nein, mein Sohn.»

Die Pistole kracht, der Republikaner fällt, aber gleich auch der Vikar, Lamberty ist zu spät an seiner Seite.

«Keinen Schuss mehr! Jeder bleibt an seiner Stelle!»

«Die Brigantin muß auch noch daran!» wütet ein Jäger und hebt sein Gewehr, aber der General schlägt ihm den Säbel über den Arm:

«Wirst du gehorchen, du...»

Marie Chevel ist hinter die Kanone getreten, sie hält die brennende Lunte über das Zündloch, verzweifelt ruft ihr Lamberty zu:

«Halt ein, Marie-Jeanne. Genug Blut ist geflossen. Ergib dich! Du stehst unter meinem Schutz ...»

«Zurück General! Es ist zu spät!»

«Marie-Jeanne, halt ein! Noch ...»

«Es lebe der König!»

Ein gewaltiges Krachen erfüllt den Turm, der letzte Schuss der «Großen Königlichen und Katholischen Armee».

Sterbendes Licht

Im Schloss zu Nantes tagt der Revolutions-Ausschuss. Bachelier führt den Vorsitz. Den Präsidenten des Revolutionstribunals haben sie herbeschieden, um mit ihm zu beraten. Goulin hat das Wort:

«Die Gefängnisse sind überfüllt. Ihre Pest ergreift die ganze Stadt. Sie verursacht uns mehr Verluste, als der Krieg. Das muß ein Ende nehmen, Bürger Tronjolly, du arbeitest zu langsam!»

«Ich halte mich an das Gesetz, Bürger Kommissär. Und das Gesetz gebietet: kein Urteil ohne Untersuchung, keine Strafe ohne Urteil!»

«Oh, der Teufel hole deine Bedenklichkeiten! In der Revolution fährt der Strom schnell dahin. Dein Gesetz ist gut für ruhige Zeiten, wenn sich die Republik einmal konsolidiert haben wird. Heute aber machst du dich um die Republik verdient, wenn du dich freimachst von unzeitgemäßen Skrupeln.»

«Ihr tut das alle Tage! Ihr tötet ohne Untersuchung, ohne Urteil und gegen das Gesetz. Das kann zu einem bösen Ende führen.»

«Du kennst den Willen des Bürgers Prokonsul. Er verlangt, daß du mit deinen Advokatenkniffen Schluss machst und dein Tribunal schneller arbeitet und du uns von der Gefahr der Gefängnisse befreist. Du weißt, daß die Ci-devants im Bouffay eine Verschwörung angezettelt haben und du greifst nicht zu. Der Bürger Carrier ist höchst ungehalten darüber...»

«Auch für den Prokonsul gilt das Gesetz. Und eure Verschwörung im Gefängnis existiert nur in euren Köpfen. Die Gefängnisse unterstehen mir. Ich übernehme die Verantwortung und ich dulde nicht, daß man die Gefangenen antastet. Was ihr mit ihnen tut, bevor ihr sie einliefert, werdet ihr selbst verantworten müssen. Aber innerhalb der Mauern der Republik unterstehen sie dem strengen Gesetz, das sie straft, aber auch schützt, wenn sie unschuldig sind...»

«Unschuldig? Die Calotins? Die Aristokraten? Sage das dem Bürger Carrier selbst — er kommt!»

Und wirklich kündigt sich dieses Kommen des Prokonsuls wie immer durch laute Flüche und Verwünschungen an, die aus dem Korridor zu vernehmen sind und gleich darauf wird die Türe heftig aufgestoßen und herein stürmt der Konventsdeputierte mit dem bloßen Säbel in der Faust, gefolgt von einigen «Marats». Er geht eilig zum Verhandlungstisch und schlägt mehrmals mit der flachen Klinge auf die aufgetürmten Aktenbündel:

«Was tut ihr da, Elende? Schwatzt ihr wieder einmal, statt für die Republik zu arbeiten? Soll ich euch alle auf die Guillotine schicken? Ah, der Herr Baron von Tronjolly ist auch da!

Willkommen! Wann wirst du endlich dein verfluchtes Tribunal in Trab bringen, zum Teufel, elender Ci-devant?»

Tronjolly zuckt mit keiner Wimper:

«Mäßige dich, Bürger Carrier! Ich tue meine Pflicht, tue die deine! Ich halte mich an das Gesetz, es gilt auch für dich!»

«Ha, willst du mir drohen, verdammter Aristokrat? Hier in Nantes bin ich das Gesetz, verstehst du, ich allein! Und wer mir nicht gehorcht, den lasse ich guillotinierten, und wer mir widerspricht, den lasse ich ins republikanische Bad werfen!»

«Bürger Prokonsul, ich würde dir anraten, dich zu beruhigen. Oder sollen wir zu Protokoll nehmen, was du da eben ausgesprochen hast?»

«Ja, beruhige dich, Bürger Carrier!», mischt sich nun auch Bachelier ein. Wir sind hier in öffentlicher Sitzung. Du darfst die Repräsentanten des souveränen Volkes nicht beleidigen.»

Carrier glotzt einen nach dem ändern mit stierem Blick an, dann ist er plötzlich wie umgewandelt. Er steckt seinen Säbel ein, jagt die «Marats» vor die Türe und setzt sich an den Tisch:

«Lasst euch nicht stören, meine Freunde! Wir werden zusammen beraten. Komm, Bürger Tronjolly, gib mir den Bruderkuß! Du wirst nun arbeiten, Tag und Nacht wirst du arbeiten, uns die Briganten vom Hals zu schaffen!»

«Alles nach dem Gesetz, Bürger Carrier! Habt ihr noch etwas für mich?»

«Ja, wir haben noch etwas für dich», erwidert Bachelier, «du hast eine Anklage vorzubringen, Goulin. Du hast das Wort.»

Goulin erhebt sich:

«Meine Freunde, es handelt sich um die Affäre von Champtocé, um den General Lamberty.»

«Lamberty?» fährt Carrier auf, «wo ist er?»

«Er ist bei seiner Truppe, Bürger Prokonsul. Aber es ist Klage wider ihn eingereicht wegen unnötiger Opferung von Mannschaften in der Affäre von Champtocé.»

«Was ist das für eine Affäre, zum Teufel! Ich weiß von nichts! Und den Lamberty lasst mir in Ruhe, tausend Donner...»

«Laß dir erst berichten, Bürger Carrier! Du kannst von der Klage noch nichts wissen, weil sie eben erst eingetroffen ist. Im Turm von Champtocé hatten sich einige gefährliche Briganten verschanzt, der Erzverschwörer Barbotin; der berüchtigte Six-sous und etwa zwanzig von ihrer Bande. Der Oberst, der sie belagerte, wollte alles mit der Artillerie erledigen. Aber Lamberty bestund darauf, nur Bresche zu schießen und dann zu stürmen. So gingen mehr als hundert

Mann verloren. Es war nur eine Ausrede von Lamberty, man müsse die Briganten lebend fangen. In Wirklichkeit wollte er ein junges Mädchen retten, das mit eingeschlossen war, eine berüchtigte Vendéerin übrigens, die Spionin des Brigantengenerals Charette. Sie konnte dann beim Endsturm viel Unheil anrichten, indem es ihr gelang, eine Kanone mit Eisenschrott auf unsere Leute abzubrennen. Was meinst du, Bürger Tronjolly, ist es nicht strafbar, wenn ein General der Republik seine Soldaten völlig unnütz in den Tod schickt um einer Dirne willen?»

Bevor der Präsident des Revolutionstribunals antworten kann, fährt Carrier dazwischen:

«Sage ihnen nein, Bürger Tronjolly! Ich will nicht, daß man wider Lamberty Klage führt, hört ihr!»

Tronjolly lächelt und nickt:

«Der Bürger Prokonsul hat recht. Natürlich ist jeder General im Felde verantwortlich für seine Soldaten. Aber ihm steht der Entscheid zu, mit welchen Mitteln er sein Ziel erreichen will. Wir alle kennen den Turm von Champtocé. Er ist fest. Man kann ihn nicht so leicht zusammenschießen. Vielleicht war der Entschluss, ihn zu stürmen, richtig. Aber Lamberty hatte triftigere Gründe. Er wollte den Barbotin lebend haben und auch den Six-sous. In beiden Steckbriefen gegen diese Briganten wird verlangt: lebend oder tot. Und das heißt: wenn immer möglich lebend. Diese Erzrebelln hätten zu Geständnissen gezwungen werden können, die für die Republik nützlich gewesen wären.»

Carrier triumphiert:

«Recht hast du, Bürger Präsident! Welcher verfluchte Kerl hat diese Anzeige eingereicht? Man soll ihn guillotinierten!»

Goulin lächelt höhnisch:

«Versuche es, Bürger Carrier! Der Anzeiger ist dein Kollege, der Konvents-Deputierte Prieur de la Marne.»

«Nun gut, nun gut, — dann schreibe ihm, Goulin, daß wir die Sache untersucht haben und Lamberty keine Schuld beimessen.»

Doch Goulin lässt nicht so leicht locker:

«Die Geschichte ist noch nicht zu Ende. Lamberty stellte sich schützend vor die Vendéerin, er führte sie heil aus dem Turm, er hat sie zwei Tage bei sich behalten und seitdem ist sie verschwunden. Er hat ihr wahrscheinlich zur Flucht verholfen...»

Carrier schlägt auf den Tisch:

«Was geht das dich an? Du hast auch schon Brigantenweiber für dich genommen und ich auch und wir alle. Das ist unser Recht, zum Teufel, oder willst du etwa auch uns der Konterrevolution bezichtigen wegen solchen Weibergeschichten?»

«Alles mit Unterschied, Bürger Carrier. Er hat sie der Rache unserer Soldaten entzogen, nachdem sie mehr als zwanzig von ihnen getötet und er hat sie laufen lassen. Und das ist nicht das erste Mal, daß er sich für gefährliche Briganten einsetzt. Ihr erinnert euch an den ci-devant Abbé von Machecoul, den er aus dem Bouffay befreite...»

Wieder braust Carrier auf:

«Ha, was sagst du da, du Teufel? Ich, der Prokonsul, habe ihm diesen Pfaffen freigegeben...»

«Ja, er hat ihn von dir erpresst, Bürger Prokonsul. Die Tatsache ist unabstreitbar, daß Lamberty gute Beziehungen zu den Vendéern unterhält.»

«Auf meinen Befehl, auf meinen Befehl, du Narr! Ich habe ihn zu Charette geschickt. Daher rühren seine guten Beziehungen zu den Räubern, die der Republik nur nützlich sein können. Kein Wort mehr, Bürger Goulin, oder zum Teufel....»

«Sehr richtig», unterstützt ihn Tronjolly, «der Bürger Prokonsul hat Recht. Und nun lasst mich gehen, ich habe noch zu tun.»

«Ja, geh, geh, Freund, und dezimiere diese Briganten!»

«Alles nach Gesetz, Bürger Prokonsul!»

*

Der Wald von Machecoul ist mehr nur ein Gestrüpp. Dichtes, zweimannhohes Unterholz, durch das geheimnisvolle Wege hin und her führen. Hier hat Charette sein Winterquartier, denn die meisten Dörfer ringsum sind niedergebrannt. Er hat seine Bauern nach Hause geschickt bis auf dreihundert aus dem Lande Retz, die längst keine Heimat mehr haben. Sie bewachen die Straße nach Nantes und ein schneller Stafettendienst seiner Amazonen sichert ihn vor Überraschungen und Überfällen. Seit Tagen wartet er auf die Rückkehr Marie Chevels und er bedauert, zu ihrer gefährlichen Streife über die Loire seine Einwilligung gegeben zu haben. Seit Tagen hat er Kunde von der Vernichtung der «Großen Königlichen und Katholischen Armee». Nur wenige Flüchtlinge sind über den Fluss gelangt und wissen Schreckliches zu berichten. Eine finstere Dezembernacht mit Sturm und Regen rüttelt an der armseligen Waldhütte, die nun das Hauptquartier der königlichen Vendée geworden ist. Eine Kerze flackert mühsam auf dem Tisch und lässt ihr sterbendes Licht gegen die Finsternis kämpfen. Charette hat sich auf das Lager im Hintergrund geworfen und betrachtet das Spiel der Schatten auf den rauchgeschwärzten Balken der niedrigen Diele. Er ist unruhig und ohne Schlaf. Von London ist ein Schreiben des Grafen von Artois eingetroffen, das ihn im Namen des Prätendenten zum Generalissimus aller

königlichen Armeen ernennt! Was sich diese hochgeborenen Emigranten im sichern London und im fernen Verona wohl darunter vorstellen mögen? Die meisten seiner Bauern sind des Krieges überdrüssig, sind zermürbt und zerschlagen und sehnen sich nach ihrem friedlichen Acker zwischen vier Hecken. Wenn diese Republik vernünftig wäre, wenn sie eine Amnestie erließe, der Vendéekrieg wäre am folgenden Tage zu Ende! Mehr als dreitausend Bauern wird er nicht mehr zusammenbringen. Ebenso viele hat der Förster Stofflet im obern Anjou, das ist alles. Gegen die zwölf Höllenkolonnen des Generals Turreau, die jede zehntausend Mann zu Fuß und tausend Reiter zählen! Langsam erlischt das Kerzenlicht und er liegt im Dunkeln. Wie lange er so dagelegen haben mag, weiß er nicht, als er plötzlich auffährt und horcht. Draußen hat der Posten die Parole verlangt und nun klopft es an die Tür. Er schlägt Licht und zündet eine neue Kerze an. Herein tritt eine Frau, sie wirft den Mantel ab und knöpft das Kopftuch auf und ihre langen, braunen Locken glitzern in tausend Regentropfen.

«Maria, endlich!» und er steht schon vor ihr, umfängt sie und küsst ihr Stirn, Wange und Mund. «Endlich bist du wieder da. Welch eine glückliche Stunde! Komm setz dich, du bist hungrig und durstig und müde. Und was bringst du für Nachrichten, schlimme?»

«Nur schlimme, Herr Marquis.»

«Dann hat es Zeit bis nachher.» Er schenkt die Gläser voll und reicht ihr das eine und stößt mit ihr an: «Auf dein Glück, Maria! Es lebe der König!»

«Es lebe der König! — — Aber nun lasst mich berichten, Herr Marquis.»

«Erst musst du dich stärken, meine Schöne.» Er geht zum Schrank und bringt kaltes Huhn, Käse und Brot:

«Iß, mein Kind.» Und nachdem er ihr das Huhn zerlegt, setzt er sich ihr gegenüber und betrachtet sie mit Wohlgefallen. Sie isst nur wenig, dann legt sie das Besteck beiseite:

«Soll ich jetzt berichten?»

«Nun gut, Maria, erzähle. Weißt du etwas von Frau und Fräulein de la Métayrie?»

«Sie sind tot, guillotiniert, beide.»

Charette bekreuzt sich, seine Augen funkeln und spiegeln aufsteigenden Zorn, dann senken sie sich und er winkt lässig mit der Hand:

«Wir werden sie rächen. Weiter, Maria. Der Prinz von Talmont?»

«Tot, guillotiniert, vor dem großen Tor seines Schlosses Laval.»

«Monsieur Henri?»

«Verschollen.»

«Der Vicomte von Autichamp?»

«Gefallen. Auch der Vikar Barbotin ist gefallen, keine drei Schritte neben mir. Der Oberkanonier Six-sous — gefallen. Abbe Bernier — verschollen, Madame de Lescure — gefangen, die Marquise de Bonchamps — gefangen. Geschlagen, vernichtet, gefangen — die ganze Große Königliche und Katholische Armee.»

Wieder bekreuzt sich Charette:

«Und du, Maria, wie bist denn du heil davongekommen?»

Er hört mit Staunen vom Kampf und ihrer Errettung aus dem Turm von Champtocé, dann lächelt er trübe:

«Also dein falscher Chouan hat dich gerettet. Nun gut, wenn du nur wieder da bist. Wenn mir dieser Königsmörder in die Hand läuft, werde ich ihm eine Bitte gewähren. Er wird dann wählen können, ob er erschossen oder gehängt sein will. Du bist nun mit ihm quitt, Maria. Du hast ihn laufen lassen, er hat dich laufen lassen, die Rechnung geht auf. Es ist gut, daß wir ihm nichts schulden.»

«Nein, Herr Marquis, die Rechnung geht nicht auf. Ich bin zu Euch gekommen, um Abschied zu nehmen.»

«Abschied zu nehmen? Ja, wo willst du denn hin, Maria?»

«Ich habe ihm versprochen, zurückzukommen.»

«Wem?»

«Lamberty.»

«Dem Mörder-General?»

«Dem General Lamberty.»

«Ja bist du toll, Maria? Natürlich, du hast ihm das versprochen, damit er dich laufen ließ. Dieses Versprechen brauchst du nicht zu halten, das ist ein erpresstes Zugeständnis.»

«Nein, Herr Marquis. Ich kehre aus freiem Willen zu ihm zurück. Er ließ mich gänzlich frei. Er hat mich selbst bis über die republikanischen Vorposten hinaus begleitet.»

«Also doch verliebt! Wie unberechenbar seid ihr Frauen. Schlag dir das aus deinem romantischen Köpfchen, Maria! Du, die Jeanne d'Arc der Vendée, wirst der Sache des Königs treu bleiben und niemals zu seinen Feinden übergehen.»

«Nein, gewiss nicht, Herr Marquis. Ich bleibe der Sache des Königs treu. Vielleicht kann ich ihr gerade dort nützlich sein.»

«Du gutes Kind, daraus wird nichts. Er würde dich nehmen wie eine leichte Beute und dann wegwerfen.»

«Nein, M'sieur. Er wird mich zu seinem Weibe machen.»

«Höre, Maria, daraus wird nichts. Das sind Phantastereien. Du bist keine Dalila und er kein Simson. Dieser Lamberty ist viel zu unwichtig, als daß wir dich opfern, um ihn auszulöschen.»

«Das sollt Ihr auch nicht, Herr Marquis. Er liebt mich und er ist des Krieges satt. Er hat keinen andern Wunsch, als irgendwo mit mir im Frieden zu leben. Dieser Krieg hat so viel zerstört, an uns, der jungen Generation wird es sein, wieder aufzubauen.»

«Ach so! Schlau hat er dir das beigebracht, der Sansculotten-General. Und du glaubst wirklich, daß sie ihn ziehen lassen? Weißt du nicht, daß er sich dadurch der Desertion schuldig machen würde und auf die Guillotine käme, wollte er wirklich ernsthaft diesen Plan fassen? Und auch du, Maria! Auch du desertierst von der Sache des Königs, wenn du zu ihm gingest. Es ist völlig unmöglich.»

«Es ist nicht unmöglich, Herr Marquis! Dieser mörderische Bruderkrieg kann doch nicht ewig dauern...»

«Er wird dauern, bis wir den kleinen König auf den Thron des heiligen Ludwig zurückführen. Und du solltest dabei das weiße Banner tragen, Maria. Willst du um ein Linsengericht diese hehre Sendung preisgeben? Nein, das wirst du nicht tun...»

«Und doch werde ich es tun. Ich habe ihm mein Wort gegeben, zurückzukehren, nachdem ich mich von Euch verabschiedet, M'sieur, und dieses Wort werde ich halten, so wahr mir alle Heiligen helfen.»

«Ist das dein unumstößlicher Wille, Maria?»

«Mein unumstößlicher Wille, Herr Marquis.»

«Nun — so geh! Und sage deinem Republikaner, daß wir hier auf der Seite des »Tyrannen« jedem seinen freien Willen lassen. Ich könnte dich zurückhalten und vielleicht würdest du mir einst dankbar sein, ich könnte dich zwingen, dein Wort zu brechen und ich könnte es mit gutem Gewissen tun, denn ich sehe daraus nichts Gutes für dich entstehen. Ich könnte dich zwingen im Namen des Königs und als dein General. Aber ich mag nicht. So viele verlassen jetzt die Fahne des kleinen Königs, warum sollte ich gegenüber einer schwachen Frau strengeren Maßstab anlegen?»

«Oh, ich bin keine schwache Frau. Und ich verlasse die Sache des Königs nicht...»

«Nun, in der Liebe bist du schwach, wie jede Frau. Und dann bist du zudem eine verblendete Frau. Indem du diesen Sansculotten-General zum Manne nimmst, unterwirfst du dich der Republik. Und bedenke dabei wohl, daß nach unsern Gesetzen diese Ehe ungültig ist. Bedenke, daß du nur das Kebsweib dieses Republikaners sein kannst an dem Tag, da der

König auf seinen Thron zurückkehrt und daß du in Unehre fallen wirst. Hast du das alles erwogen, Maria?»

«Ja, Herr Marquis. Und es ist nicht so. Lamberty erfüllt jeden meiner Wünsche und wir werden uns am Altar trauen lassen — durch einen königstreuen Priester, der den Eid verweigerte und im Versteck lebt seit der Zeit der Revolution...»

«Da sieh, in welch gefährliche Sache du dich einlassen willst, Maria. Die Ehe vor einem königstreuen Priester ist wiederum für die Republik ungültig. Er kann dich jederzeit verstoßen und du wirst kein Recht finden. Und dies wird auch der Grund sein, Maria, daß er so bereitwillig auf deine Bedingungen eingeht.»

«Ach, M'sieur, wie falsch schätzt ihr Lamberty ein. Wenn er das wollte, was ihr ihm unterschiebt, dann hätte er mich doch einfach behalten können, wie es andere mit gefangenen Vendéerinnen tun. Indem er sein Leben für mich in die Schanze schlug, nach all den wahrhaft schweren Prüfungen, die unsere Liebe zu überwinden hatte, kann sie nur echt und aufrichtig sein.»

«Hoffen wir es für dich, Maria. Aber einen Rat gleichsam auf deinen Weg wirst du nicht verschmähen.»

«Nein, M'sieur.»

«So tue, wie ich dir jetzt rate, Maria! Lasse dich auch nach ihrem Gesetz trauen. Du darfst mich nicht missverstehen. Ich rate dir das nicht, weil ich nicht mehr an den Sieg unserer Sache glaube. Aber vielleicht ist dieser Sieg noch ferne und in der Zwischenzeit stehst du unter ihrem Gesetz. Was immer auch kommen mag, bei mir wirst du Hilfe und Rat finden, vergiss das nicht! Aber dein Sansculotte soll mir nie vor die Flinte kommen. Ich werde mich nicht erinnern, daß er dein Ehegemahl ist und ich werde ihm keine Stunde Vorsprung einräumen. Und nun geh schlafen, du bist müde. Mein Haus, diese armselige Hütte im Walde, ist dein Haus. Wie lange wirst du noch bei mir bleiben?»

«Bis zum Morgengrauen, M'sieur. Um die Mittagszeit muß ich am Pont Rousseau sein. Lamberty wird mich bei seinen Vorposten erwarten.»

«Wie du willst, Maria. Bis zu meinen Außenwachen werde ich dich begleiten. Gott weiß, wie ungern ich dich ziehen lasse. Dein Verlust schmerzt mich mehr als eine verlorene Schlacht. Und nun komm, du schöne Ungetreue, laß dich noch einmal küssen...»

«Herr Marquis — das darf nicht mehr sein.»

Charette verneigt sich:

«Wie Ihr wünscht, Madame! Träumer süß, diese letzte Nacht als Amazone des allerchristlichsten Königs!»

Sie geht langsam nach der Tür, die in den Nebenraum führt, auf der Schwelle wendet sie sich um. Der General lehnt an der Wand und blickt ihr nach. Das flackernde Kerzenlicht lässt seine silberne Schärpe in der Dunkelheit seltsam aufleuchten, wie ein letzter Gruß der sterbenden Vendée. Ein wilder Schmerz fällt sie an: dort steht der letzte Paladin des kleinen Königs, unbeugsam und stolz, verlassen bald von allen, ringsum Finsternis und drohender Sturm. Da wirft sie sich aufschluchzend an seinen Hals. Langsam stirbt das Licht.

Das Kreuz

Du kannst, wenn du willst, lieber Leser, den Ort finden, wo der «blonde Engel» der Vendée, Henri de La Rochejaquelin, den Tod fand. Ein Kreuz kennzeichnet die Stelle, wo er vom Pferd heruntergeschossen wurde. Du musst von Chôlet die große Straße nehmen bis nach Nuillé, dann außerhalb des Dorfes den Weg, der nach Toutlemonde führt. Etwa halbwegs dieser Ortschaft steht rechterhand das Kreuz. Es war am 29. Januar 1794. Er wollte noch einmal La Durbelière sehen, das längst in Trümmer lag. Von hier weg ist es noch eine Stunde bis dahin. Sein Grab ist in der Kirche zu St. Aubin-de-Baubigné; am Dorfausgang, an der Straße nach Argenton, steht sein Bronzedenkmal von Falguière,

Die Stille

Der schrecklichste Sumpf von Frankreich ist «La Grande Brière» bei St. Nazaire am rechten Ufer der Ausmündung der Loire. Ein ungeheurer druidischer Eichenwald ist da vor zwei Jahrtausenden versunken bis an die höchsten Wipfel und das Meer und der Schlamm haben ihn zugedeckt und eines der trügerischsten Moore der Welt hinterlassen. Wehe dem Fremden, der sich in diese Einöde wagt, die fünf Stunden lang, vier Stunden breit sich erstreckt, der Sumpf schließt sich hinter seinen Schritten, kein Baum, kein Strauch, kein Hügel und kein Haus weisen ihm Richtung und Weg und ungehört verhallen seine Hilferufe in der unendlichen Stille. Er findet auch seine eigene Spur nicht mehr, das moosige Gras ist weich und elastisch und federt nach dem Tritt des Menschen empor und verleugnet ihn.

«Glaubst du wirklich, daß wir dem richtigen Pfad folgen, Marie-Jeanne?»

«Ich glaube es nicht nur, ich weiß es, General der Republik. Vertraust du mir?»

«Blindlings vertraue ich dir, Marie-Jeanne, und würdest du mich in die Hölle führen.»

«Bist du deiner Sache so sicher, Guillaume Lamberty? Erinnerst du dich nicht mehr an das Moor von Grand-Lieu?»

«Oh doch, mein Irrlicht! Und dennoch vertraue ich dir, Und ich weiß, daß ich dir vertrauen darf.»

«Täusche dich nicht, General Lamberty! Du weißt, ich bin eine Vendéerin.»

«Du bist meine Braut und morgen wirst du mein Weib sein. Dürfte ich dir nicht vertrauen, was hätte dann das Leben noch für einen Sinn?»

«Ach Lamberty, du Kind! Ich bin die Amazone des Königs von Frankreich und Navarra. Und ich habe es in der Hand, einen der gefährlichsten Generäle der verfluchten Republik spurlos verschwinden zu lassen. Ist das nicht ein verlockender Preis für ein gebrochenes Wort in einer Zeit der Lüge und des Trugs? Warum sollen immer nur wir unser Ehrenwort halten?»

«Halte ich denn nicht mein Wort, dir gegenüber, Marie-Jeanne?»

«Oh doch, ich kann mich nicht beklagen, mein General. Aber dein Argument ist nicht vollwertig. Würdest du dein Wort auch halten, wenn du nicht verliebt wärest? Würdest du dich mir auch anvertrauen zu diesem gefährlichen Gang durch La Grande Brière, um einen eidweigernden Priester aufzusuchen, der vor euch in diese Einöde des Todes floh?»

«Ja, Marie-Jeanne, auf dein Wort würde ich auch dann bauen wie auf Felsen. Aber warum diese unnütze Frage? Es ist vollständig unmöglich, dich zu sehen und sich nicht in dich zu verlieben. Und würdest du mich betrügen, ich könnte doch von dieser Liebe nicht lassen, und würdest du mich in den Tod führen, ich würde ohne Groll sterben.»

«Wäge deine Worte, General Lamberty! Bist du denn so sicher, daß ich dich nicht längst betrogen habe? Weißt du denn nicht, was man von General Charette und seinen Amazonen spricht?»

«Oh, ich weiß, ich weiß, Marie-Jeanne. Warum willst du mich mit solchen Selbstverdächtigungen quälen? Für mich existieren sie nicht. In meinen Augen bist du rein und müßte ich dich aus dem Pfuhl der Hölle zum Altar führen.»

«Ei du verliebter Ritter! Ist es denn möglich, daß es in dieser Zeit unerbittlicher Verfolgung und tödlichen Hasses noch Raum gibt für solch blinde Liebe?»

«Oh ja, Marie-Jeanne. Eine solche vertrauende Liebe gibt es wohl und muß es geben. Ist sie doch gleichsam das Gegengewicht zu all dem Schrecklichen und zugleich das Saatkorn, aus dem ein neues und freies Leben an das Licht der Sonne drängen wird. Siehst du, Marie-Jeanne, vielleicht liebe ich dich so sehr, weil es für mich ohne deine Liebe keine Hoffnung mehr gibt. Ich habe so Schreckliches getan im Namen der Republik und auf Geheiß dieses Carrier, daß ich es nie werde sühnen, noch gutmachen können. Und nun bist du mein guter Engel. Würdest du mich zurückstoßen, was würde mir dann dieses Leben noch bedeuten?»

«Du würdest also alles tun um dieser Liebe willen?»

«Alles, was nicht ehrlos ist. Siehst du, Marie-Jeanne, gerade weil ich deiner nicht würdig bin, muß ich ja bereit sein, für deine Liebe jeden Preis zu bezahlen.»

«Du würdest also, höre wohl, General der Republik! — dich auch auf die Seite des Königs schlagen, wenn ich das als Preis für meine Liebe von dir fordern würde?»

«Nein, Marie-Jeanne! Das würde ich nicht tun. Lieber würde ich sterben. Wie könntest du mir noch die geringste Achtung entgegenbringen, wenn ich um eines Vorteils willen meine Gesinnung preisgäbe? Du bleibst deinem König treu, ich meiner Republik. Denn siehst du, für mich ist die Republik so etwas Erhabenes, in sich selbst Gerechtes, daß alle Untaten, die in ihrem Namen verübt werden, dagegen nichts wiegen. Ist einmal dieser unselige Bruderkrieg zu Ende, dann wird die Republik als die strahlende Göttin der verzeihenden Güte, des leidenschaftslosen Rechts und der tröstenden Vernunft die Grausamkeiten vergessen machen, die ihre unwürdigen Diener sich aus Fanatismus, Übereifer und verwerflicher Boshaftigkeit zuschulden kommen ließen.»

«Ach so, das ist aber sehr billig, Bürger General. Erst mordet man und raubt und sengt und brennt und tötet die Unschuld und wenn man das Land, das sich nicht fügen will, weil es an den alten Gebräuchen und Gesetzen festhält, zu einem Totenhof gemacht hat, dann will man großmütig den wenigen Überlebenden die Hand reichen, vorausgesetzt, daß sie sich endlich widerspruchslos unterwerfen. Nach primitivstem Rechtsempfinden muß gerade das Gegenteil

richtig sein. Es gibt da keine Entschuldigungen. In der Republik ist jeder verantwortlich für alle und alle sind verantwortlich für jeden. Aber eure Gleichheit vor dem Gesetz ist eben nur eine Chimäre, eure Freiheit eine Lüge, eure Brüderlichkeit ist die Brüderlichkeit Kains!»

«Oh, Marie-Jeanne, wie schwer hält es, darauf zu antworten, spricht doch der Schein so sehr gegen uns! Und dennoch! Alles das, was ihr uns mit Recht vorwerfet, will die Republik gar nicht. Und daß sie ein so hartes Regiment führt, ja, seid ihr Vendéer und alle Königlichen nicht mitschuldig? Habt ihr die Republik nicht im Rücken angegriffen, als sie von außen bis auf den Tod bedrängt war? Habt ihr nicht diesen Bruderkrieg vom Zaun gerissen? Oh, ich weiß, was du darauf erwidern willst und dem Scheine nach mit Recht: daß wir euch herausgefordert haben mit unseren neuen Gesetzen, mit der Verstaatlichung der Kirche, mit der hierzulande nicht üblichen Rekrutierung der jungen Leute. Aber siehst du, eine zwölfhundertjährige Monarchie kann eben nachsichtiger sein, als ein junger, von zahlreichen Feinden umstellter Staat. Und gerade die Republik muß alle ihre Kinder gleich behandeln. Sie kann und darf nicht Sonderrechte schaffen für die Vendée, für die Bretagne, für Lyon oder Marseille. Doch, lassen wir das ruhn! Siegt euer König und eure Vendée, dann werden die alten Zustände wieder hergestellt und die drückenden Lasten wird man wieder auf die Schultern des Volkes legen. Siegt aber die Republik, dann wird sie großmütig sein können und alle die Grausamkeiten, die dieser Bürgerkrieg im Gefolge hat, werden aufhören und jedermann wird in Freiheit und Frieden seiner Arbeit nachgehen.»

Marie Chevel erwidert darauf nichts mehr. Sie geht rasch und sicher über den trügerischen Pfad, der oft bis an die Knöchel durch grünes Sumpfwasser führt. Ihren Springstock trägt sie auf der Schulter, während Lamberty mit seinem Stab links und rechts die Tiefe prüft. Er ist es, der das Gespräch wieder aufnimmt:

«Und wenn uns nun der Abbé von St. Lyphard abweist, Marie-Jeanne?»

«Unsere Kirche weist keinen ab, sie ist nicht so hartherzig, wie eure viel gerühmte Republik, General Lamberty.»

«Aber es könnte doch sein, Marie-Jeanne, daß er mir unannehmbare Zumutungen stellt, denn er weiß ja, wer ich bin und wird nicht mein Name auf ihn abschreckend wirken und wird er nicht ungehalten sein, daß du einem Republikaner seinen Zufluchtsort zeigst?»

«Nein! Sicher wird er dir den Bruderkuss nicht geben, aber er wird einfach und schlicht seines Amtes walten. Und wenn ich dich zu ihm führe, ist dies eine genügende Empfehlung. Aber auch jeden andern von euch könnte ich hinführen, seinen erbittertsten Feind, ich würde sein Versteck doch nicht verraten. Oder glaubst du wohl, daß du allein den Weg durch La Grande Brière je wieder finden würdest und wärest du ihn zwanzig Mal unter meiner Führung

gegangen? Niemals! Man muß in diesen Sümpfen zu Hause sein von seiner frühen Jugend an. Wir sind nun gleich zur Stelle.»

Die niedrige Hütte, mit Schilf bedeckt und von hohem Schilf umstanden, ist erst auf wenige Schritte erkennbar. Marie Chevel gebietet Lamberty, zurück zu bleiben, dann geht sie bis in Rufnähe und erhebt ihre Stimme zu den vereinbarten drei Fragen:

«Sind fremde Schafe hier zugelaufen?»

«Habt Ihr Blutegel zu verkaufen?»

«Habt Ihr Hecht oder Aal feil?»

Aus der Hütte tritt der Abbé Landeau, Pfarrer von St. Lyphard. Er konnte sich allein aus dem Todesschiff der ersten Noyade befreien und schwimmend ans Ufer retten und in diese unwegsamen Sümpfe flüchten, an die seine Gemeinde stößt. Seine Pfarrkinder bringen ihm Nahrung und wenn die Republikaner fern sind, nehmen sie ihn ins Dorf und er tauft und traut und spendet die letzte Ölung. Er zählt jetzt neunundvierzig Jahre, doch die Schrecken des vergangenen Jahres ließen ihn vorzeitig altern. Er erwartet Marie Chevel vor dem Eingang seiner Schilfhütte und begrüßt sie:

«Gesegnet seiest du, meine Tochter, was führt dich zu mir?»

«Hochwürden, ich bringe Euch meinen Verlobten, wir wollen den Bund der Ehe schließen und Ihr sollt ihn segnen.»

«Ihr seid willkommen, meine Tochter.»

«Erschrecket aber nicht. Hochwürden, mein Bräutigam ist ein Republikaner.»

«Unsere Religion fragt nicht danach.»

«Er ist nicht irgendein Republikaner. Er ist einer ihrer Generäle.»

«Unsere Religion fragt nicht danach.»

«Es ist der General Lamberty.»

«Lamberty? Der General Lamberty kommandierte die Noyade, bei der neunundachtzig meiner Amtsbrüder ertranken und der ich allein entrann. Warum geht er nicht zu einem konstitutionellen Priester?»

«Weil ich es nicht will, mein Vater.»

«Und du bist eine Vendéerin und willst diesen Lamberty heiraten?»

«Ja, Hochwürden.»

«Hast du dir das alles wohl überlegt, meine Tochter?»

«Ja. Lamberty rettete mir das Leben, er hat auch andern das Leben gerettet.»

«Und aus Dankbarkeit heiratest du ihn?»

«Nein, Hochwürden, aus Liebe.»

«Und du glaubst, daß diese Liebe ein ganzes, langes Leben dauern wird?»

«Ich glaube es.»

«Du fühlst dich also nicht mehr als Vendéerin und wünschst nicht mehr den Sieg der Sache des Königs.»

«Oh doch, Hochwürden!»

«Ja, aber weißt du denn nicht, daß dann dein Mann dem Gesetz verfielen?»

«Der König wird eine Tat wider die andere wägen.»

«Du mußt diese Hoffnung haben, meine Tochter.»

«Soll ich nun Lamberty rufen?»

«Rufe ihn!»

Frostblumen

Es ist ein kalter Januartag des Jahres 1794. Auf der Straße von Sautron her zieht ein sonderbarer Zug gegen Nantes. Eine stolze, vierspännige Karosse mit Kutscher und Vorreiter. Im Fonds sitzt eine stolze, junge Frau und schaut mit Verachtung auf das lärmende Geleite, das ihren Wagen eskortiert. Voraus einige Dragoner, dann um den Wagen mit Piken und Flinten ein halbes Hundert «Marats» und ein langer Zug von Nationalgarden und wüstem Pöbel. Sie singen und schreien und zwischen den Strophen des «Ca ira» hört man immer wieder den Ruf: «Wir bringen die zweite Königin! Wir haben die Marie-Antoinette der Vendée!» Durch die Altstadtgassen von Nantes zieht der grölende Zug, aber nur wenige Bürger, nur wenige Frauen und Kinder säumen den Weg, um diesen sonderlichen Aufzug zu betrachten. Die junge Zofe, Françoise Gadoré ist ihr Name, weint still vor sich hin und vergebens sucht Madame de Marcilly sie zu trösten. Vor dem Bouffay hält der Zug, Kutscher und Vorreiter werden unter Verwünschungen vom Bock und Sattel heruntergeholt und ins Gefängnis geführt, derweil der kleine Forquet, der die «Marats» kommandiert, den Wagenschlag aufreißt:

«Darf ich Ihre Majestät untertänigst bitten, Dero Schloss Bouffay zu beziehen? Alles ist zu Ihrem königlichen Empfang bereit.»

Die junge Marquise folgt dieser höhnischen Aufforderung, ohne den Banditen eines Blickes zu würdigen. Sie reicht ihrer Zofe den Arm und johlend umdrängen sie die «Marats», die Nationalgarden und der Pöbel. Die meisten sind betrunken und einer fuchelt mit seinem Säbel herum und schreit:

«Man soll sie uns geben! Sie gehört uns, die Königin! Wir werden ihr eine republikanische Hochzeit bereiten. Wir geben sie nicht her, wir haben sie gefunden!»

«Ja, sie gehört uns!» brüllt der Haufe und Forquet grinst höhnisch und scheint an diesem Tumult Gefallen zu finden. Frau von Marcilly presst den Arm ihrer Zofe fester an sich, erstmals scheint sie vor der drohenden Menge zurückzubeben. Da sieht sie aus dem Tor einen Offizier mit dreifarbigem Federbusch herauskommen und sich energisch durch die Menge drängen. Es ist Lamberty und seine Kommandostimme verschafft sich Gehör:

«Was geht hier vor? Macht Platz!»

Mürrisch gibt der Haufe eine Gasse frei und mit wenigen Schritten gelangt der General zu Forquet, der ihn hasserfüllt betrachtet und trotzig erwidert:

«Was hier vorgeht? Wir haben diese Brigantinnen gefangen und die Bürger wollen gleich mit ihnen abrechnen.»

«Jawohl, abrechnen wollen wir mit ihnen!» schreit der Betrunkene mit dem Säbel, «sie gehören uns und wir lassen uns nicht dreinreden!»

Lamberty winkt einem Dragoner-Sergeanten herbei:

«Arretier mir diesen Lumpen!» und während der Sergeant den Befehl ausführt, wendet er sich an Forquet:

«Die Gefangenen ins Bouffay! Und daß ihnen kein Leid geschieht, du würdest es bereuen!»

Forquet will aufbrausen, aber er besinnt sich eines Bessern und befiehlt seinen «Marats», die Frauen ins Gefängnis zu eskortieren. Die Menge betrachtet eingeschüchtert und ohne Murren, wie sie zwischen den Pikenträgern nach dem Tor schreiten. Lamberty winkt einigen Nationalgardisten herbei:

«Ihr spannt die Pferde aus und führt sie in die Artilleriekaserne!»

Die Soldaten lösen die Stricke und führen die Pferde weg. Lamberty weist auf die verlassene Karosse:

«Die Aristokratenkutsche könnt ihr haben.»

Er wendet sich zum Gehen. Mit Gelächter und Gejohle und Pfiffen macht sich der Pöbel über den Wagen her und beginnt, ihn zu zertrümmern. Die Seidenpolster werden herausgerissen, die Fenster zerschlagen und die Radspeichen und die stolze Karosse sinkt bald zu einem jämmerlichen Wrack zusammen. Alles wird auf einen großen Haufen zusammengeworfen und angezündet und die Nationalgarden und das Volk beginnen, um das Feuer die Carmagnole zu tanzen.

*

Unten an der Erdre, vor den Mauern der Stadt, steht das kleine Landhaus, in dem Lamberty seine junge Frau verborgen hält. Jede freie Stunde verbringt er bei ihr. Sie sehnt sich zurück nach der Vendée und den Weiten des Marais und kommt sich in dem stillen Hause wie gefangen vor. Wenn der eisige Wind seine Frostblumen auf die Fenster zeichnet, sitzt sie oft stundenlang am verglimmenden Kaminfeuer und denkt an Herrn von Charette und an die einsame Hütte im Walde von Machecoul. Lamberty sucht sie aufzuheitern. Wenn er kommt, weiß er immer etwas zu erzählen und er freut sich, wenn er ihr von Charette berichten kann und meist bauscht er dessen Erfolge auf und verschweigt seine Rückschläge. So auch an diesem Abend des zehnten Januar. Schon unter der Türe berichtet er:

«Meine kleine Vendéerin, heut habt ihr einen Glückstag und einen Pechtag zugleich. Dein Marquis hat uns eine Proviantkolonne weggeschnappt, direkt vor unserer Nase, zwischen hier und Ancenis. Danke dir diese Verwegenheit! Er kommt bereits wieder auf unsere Loire-

Seite herüber. Er hat alles auf Booten hinübergeschleppt. Aber wir haben auch einen Fang getan. Wir haben ihre Marie-Antoinette gefangen, die zweite Königin. Sie sitzt im Bouffay...»

«Madame de Marcilly? Du musst sie retten, Guillaume...»

«Ich habe sie bereits gerettet, schönes Irrlicht. Ich habe sie diesem elenden Forquet und seinen Marats entrissen. Mehr kann ich wohl nicht für sie tun.»

«Doch, General Lamberty, du kannst mehr für sie tun. Du musst sie aus dem Gefängnis holen und hierher bringen...»

«Aber Kind, das ist ausgeschlossen. Sie ist viel zu bekannt. Das würde uns alle verderben...»

«Hast du keinen Mut mehr, Lamberty? Du erklärst sie zu deiner Geliebten und tust damit nur, was andere auch tun. Hat nicht Lavaux Madame d'Epinay aus dem Bouffay geholt? Hat nicht Oberst Marceau Agathe Gingreau zu sich genommen und O'Sullivan und Goulin und Carrier selbst, haben sie nicht Vendéerinnen zu ihren Weibern gemacht? Und euer Danton? Hat er nicht die kleine Louise Gély geheiratet, das Mädchen eines royalistischen Beamten und hat er sich nicht mit ihr kirchlich trauen lassen? Sogar Robespierre, euer Unbestechlicher, ist aufzuzählen. Hat er nicht ein Verhältnis mit der Marquise de Chalabre...?»

«Wie gut du alles weißt, Marie-Jeanne! Aber ist denn bei mir die Sache nicht eine völlig andere? Ich habe ja meine kleine Vendéerin und eine genügt mir, du schönes Irrlicht. Was bist du für eine sonderbare Frau! Bist du denn gar nicht eifersüchtig? Weißt du nicht, daß die ci-devant Marquise de Marcilly als die schönste Frau Frankreichs gilt? Wie, wenn ich mich nun in sie verlieben würde?»

«Das darfst du, Lamberty. Ich werde dich doch eines Tages verlassen und in die Vendée zurückkehren...»

«Was sagst du da, Marie-Jeanne? Ist das dein Ernst? Liebst du mich nicht mehr?»

«Oh doch. Wenn der Krieg vorüber ist, werde ich zu dir zurückkehren.»

«Wenn der Krieg vorüber ist! Wie lange kann das noch dauern? Und ob wir das erleben? Nein, meine kleine Royalistin, aus dieser Desertion wird nichts.»

«Nun gut, General Lamberty, so höre! Holst du die Marquise nicht aus dem Bouffay heraus, so werde ich selbst hingehen...»

«Du trutziges Kind! Sie würden dich dort gleich behalten und du wärest verloren...»

«Oh, was hätte das zu bedeuten? Wie viele sind uns vorangegangen, was bedeutet noch dieses Leben?»

«Du sollst so nicht sprechen, Marie-Jeanne, das macht mich traurig. Ich werde diese ci-devant Marquise herausholen und sie zu meinem Freund Lavaux bringen, wo sich bereits Madame d'Epinay befindet. Hierher niemals! Bist du nun zufrieden, strahlendes Irrlicht?»

*

Die schrecklichen Verhältnisse in den überfüllten Gefängnissen von Nantes zu jener Zeit wollen wir nicht beschreiben. Sie können in den Chroniken und amtlichen Berichten nachgelesen werden. Lamberty lässt den Intendanten rufen:

«Wo hast du die Bürgerin Marcilly untergebracht, die gestern eingeliefert wurde?»

«Wie soll ich das wissen, Bürger General? Es werden alle Tage so viele Schübe eingeliefert...»

«Ach so, und da lassest du einfach alles in die Keller hinunter treiben. Wie steht es denn mit der Gesetzesvorschrift, daß von jedem Gefangenen die genauen Personalien aufgenommen werden müssen?»

«Bei unserm Betrieb ist das völlig unmöglich, Bürger General, völlig unmöglich...»

«In der Republik gibt es das nicht, dieses völlig unmöglich, verstehst du! Du hast dir keine Gefangenen einliefern zu lassen ohne exakte Listen und du mußt von jedem wissen, wo du ihn untergebracht hast.»

«Aber Bürger General, du weißt doch selbst, daß das unmöglich ist. Die Leute werden eingeliefert und abgeholt und die Rapporte kommen erst lange nachher. Und du weißt doch selbst, daß jeder Raum hier überfüllt ist...»

«Gut, wir werden sehen. Schließe auf!»

«Bürger General, du weißt, daß ich nur auf schriftlichen Befehl des Bürger Präsidenten Tronjolly oder des Prokonsuls Einlass gewähren darf.»

«Ach so, dann hältst du wenigstens in dem Stück Ordnung. Aber wenn ich, der General Lamberty, dir befehle, aufzuschließen, dann ist das ein Befehl wie vom Prokonsul selbst, verstehst du?»

«Auf deine Verantwortung, Bürger General! Ich muß dich um eine schriftliche Order bitten.»

«Hier hast du sie», erwidert Lamberty und wirft einige Zeilen auf ein Papier, «und nun rasch! Du wirst mich begleiten.»

Die meisten Gefangenen sitzen, liegen oder stehen vollkommen apathisch herum und beachten kaum den General mit der trikoloren Schärpe und den Intendanten, welche

aufmerksam musternd die düstern Gänge und Keller und Gelasse durchschreiten. Sie müssen lange suchen, bis sie in einem großen Saal des ersten Stockes vor einer Gruppe von Frauen stehen bleiben, die auf einem spärlichen Strohbündel lagern. Eine von ihnen fällt durch ihre Jugend und hoheitsvolle Schönheit auf, sie trägt ihr Haar hoch frisiert, als wäre sie noch gestern am Hofe zu Versailles gewesen. Sie scheint Lamberty zu erkennen und auch das Mädchen neben ihr blickt ihn erwartungsvoll an, als er sich an die Dame wendet:

«Seid ihr die Bürgerin Giroust ci-devant Marquise de Marcilly?»

«Ich bin die Marquise de Marcilly.»

«Gut, folget mir!»

«Nicht ohne meine Zofe, General.»

Francoise Gadoré erhebt sich und Lamberty nickt:

«Du kannst die Bürgerin begleiten.»

Nun erhebt sich auch die Dame und Francoise beeilt sich, ihr einige Strohhalme von der Robe zu wischen. Da versucht der Intendant Einwendungen zu machen:

«Bürger General, wohin führst du die Gefangenen? Du weißt, daß ich ohne Order...»

«Ich weiß, daß du täglich ohne Order ganze Schübe fortführen lässt. Du hast es eben vorhin selbst gesagt.»

«Aber, Bürger Lamberty, dann sind es die Leute vom Gericht, die sie holen. Du solltest mir erst eine Order des Prokonsuls oder des Bürger-Präsidenten beibringen, sonst...»

«Was sonst? Die Bürgerinnen gehen mit mir und ich übernehme die Verantwortung. Du wirst die Entlassungspapiere ausfertigen und mir zur Unterschrift in die Artilleriekaserne schicken.»

«Aber Bürger General. Ich habe noch nicht einmal die Einlieferungspapiere. So muß ich ihre Personalien aufnehmen...»

«Wenn du keine Einlieferungsorder hast, dann brauchst du auch keine Entlassungspapiere. Dann existieren die Bürgerinnen für dich nicht, Intendant. Siehe selbst zu, wie du das ins Reine bringst. Und nun vorwärts!»

Der Verlierende bezahlt

Robespierre misstraut den Konventsdeputierten in Sendung. Er schickt einen sonderbaren Repräsentanten nach dem Westen, um ihm vertrauliche Berichte zukommen zu lassen und er stattet ihn mit besonderen Vollmachten aus. Dieser Vertreter des allmächtigen Diktators ist noch fast ein Kind. Marc-Antoine Jullien, der Sohn des Konventsdeputierten und intimen Freundes des «Unbestechlichen», zählt knapp achtzehn Jahre. Er ist eitel, stets trägt er die breite, dreifarbigte Schärpe und den dreifarbigen Federbusch des Volkstribuns auf dem Hut. Seine Rapporte an Robespierre sind alle noch erhalten und zeigen, daß er scharfsinnig beobachtete und ohne Ansehen der Person alles meldete, daß er demnach alle Eigenschaften für einen guten und geheimen Inspektor und Spitzel besaß. Er hat nur einen Sekretär bei sich und reist mit Extrapost. Am 29. Januar langt er in Nantes an und bezieht in einer kleinen Herberge Quartier, ohne sich bei einer Amtsstelle zu melden. Von hier aus schickt er schon am folgenden Tag einen geheimen Bericht an Robespierre, der sich abfällig über die Herrschaft Carriers in Nantes äußert. Der Brief wird abgefangen und Carrier hinterbracht. Am ersten Februar umzingelt General Vimeux mit Nationalgarden die Herberge, er verhaftet im Namen des Prokonsuls den Repräsentanten Robespierres und führt ihn in einer Kutsche unter starker Eskorte mitten in der Nacht nach dem Palast de la Villestreux, wo ihn Carrier erwartet. Vimeux führt den Sendling des Diktators selbst in die Wohnung des Prokonsuls und dieser empfängt ihn auf seine Art. Er zieht seinen Säbel und fuchtelte dem Jüngling vor dem Gesicht herum und brüllt:

«Also du bist es, der mich beim Wohlfahrtsausschuss denunziert! Du bist es, der meine Verdienste um die Republik leugnet und mich verlästert. Wenn ein Verräter, wie du, das Volk täuscht und es gefährlich ist, ihn öffentlich zu richten, dann richtet man ihn geheim. Das ist dein Los. Ich habe dich und du wirst mir nicht entrinnen!»

Marc-Antoine Jullien betrachtet den Wütenden mit ruhiger Überlegenheit, er zieht sich in den Winkel des Gemaches zurück, um weniger durch den Säbel des Prokonsuls gefährdet zu werden. Carrier schäumt. Er wendet sich an General Vimeux:

«Du haftest mir mit deinem Kopf, daß dieser Elende noch in dieser Nacht spedierte wird!»

Der junge Repräsentant Robespierres lacht höhnisch, dann wendet er sich an den Prokonsul:

«Ich habe dich angehört, ohne dich zu unterbrechen, höre mich nun deinerseits an. Du kannst mich töten. Ich werde in der Dunkelheit sterben. Aber ehe eine Dekade vergeht, wird man von meinem Blut Rechenschaft fordern. Mein Vater ist Konventsdeputierter, er und ich sind die nächsten Freunde Robespierres — du wirst als ein schmutziger Mörder sterben innert der Zeit, da ein Kurier von hier nach Paris und von Paris zurück reitet!»

Carrier lässt seinen Säbel sinken, er glotzt den Knaben mit der trikoloren Schärpe entsetzt an, dann wirft er den Säbel in eine Ecke und beginnt stammelnd zu sprechen:

«Ein Irrtum liegt vor, ein schrecklicher Irrtum. Du musst entschuldigen, Bürger Jullien. Du wirst doch im Ernste nicht geglaubt haben, daß ich an deiner Mission irgendein Missfallen habe? Es ist eine schreckliche Konfusion, es wurden mir falsche Rapporte unterbreitet, falsche Namen genannt. Ich werde diese Hunde alle guillotinierten lassen. Du wirst mir nichts nachtragen, Bürger Jullien, komm setz dich, trink ein Glas Wein und morgen wirst du zu mir zum Diner kommen.»

«Ich danke dir, Bürger Carrier. Aber ich werde leider von deiner Einladung keinen Gebrauch machen können. Und nun wünsche ich, in mein Quartier zurück zu fahren.»

«Beeile dich nicht so, Bürger Jullien! Ein Glas Wein wirst du mit mir anstoßen. Auf gute Bruderschaft. Hast du gerne Weiber? Wünsche nur, ich werde alles, was du willst, zur Stelle schaffen lassen.»

«Bemühe dich nicht, Bürger Prokonsul! Und gehab dich wohl!»

«Also du willst wirklich nicht diesen Abend? Dann veranstalten wir morgen Abend ein Fest. Du bist müde von der Reise, du willst schlafen. Bürger General, du wirst den Repräsentanten nach Hause geleiten.»

*

«Ihr werdet hier gut aufgehoben sein und unbelästigt bleiben, Madame. Mein Freund Lavaux ist Mitglied des Revolutionsausschusses, Ihr steht unter seinem und meinem Schutz. Madame d'Epinay wohnt hier. Ihr werdet Euch gut unterhalten. Nur muß ich Euch um eines bitten und es ist mir dies sehr peinlich, weil es Euch unangenehm sein mag.»

«Sprecht, General Lamberty! Zum zweiten Mal habt Ihr uns einer großen Gefahr entrissen.»

«Es ist möglich, daß Euch nachgeforscht wird, ja, es ist ganz gewiss. Wir müssen nun eine Komödie aufführen, die Euch vielleicht missfallen wird. Ihr müsst Euch als meine Geliebte ausgeben. Dies wird Euch und mich schützen. Euch vor neuer Verhaftung, mich vor der Denunziation konterrevolutionärer Umtriebe.»

«Wenn es sein muß, werden wir diese Rolle spielen, General Lamberty.»

«Auch Eure Zofe Françoise muß eine gleiche Rolle spielen. Sie muß nach außen die Geliebte meines Freundes Fouquet sein.»

Françoise macht eine heftig abwehrende Bewegung:

«Niemals. Lieber sterbe ich, als diesen kleinen Teufel nur anzusehen.»

Lamberty lächelt:

«Schöne Bürgerin, du verwechselst die Namen, die ähnlich klingen. Du meinst, ich wolle dir den kleinen Forquet zuweisen, der euch verhaftet hat. Nein. Dein scheinbarer Liebhaber ist Fouquet. Äußerlich dürfte er dir gefallen, er ist jung, hoch gewachsen, Mitglied des Ausschusses. Und er wird dich mit Auszeichnung behandeln.»

*

Marc-Antoine Jullien, der Sendling Robespierres, traut dem Prokonsul nicht. In der gleichen Nacht lässt er anspannen und seine Ausweise verschaffen ihm raschen Pferdewechsel und bereits am folgenden Mittag ist er in Angers und dem Machtbereich Carriers entronnen. Hier verfasst er seinen Bericht an Robespierre, der schließt: «Ich habe in Nantes das alte Regime gesehen.» Am 7. Februar 1794 gelangt dieser Bericht nach Paris und sein Vater, der Konventsdeputierte Jullien de la Drôme legt ihn auf Geheiß des «Unbestechlichen» dem Wohlfahrtsausschuss vor. Bereits am folgenden Tag fertigt dieser die Order an Carrier aus, Nantes zu verlassen und nach Paris zurückzukehren. Dieser Befehl ist in viele freundliche Worte gekleidet und schließt: «Wir werden dich mit Vergnügen in unserer Mitte begrüßen. Wir haben die Absicht, dir eine andere Mission zu übertragen und es ist notwendig, daß du alles mit uns besprichst.»

Carrier erhält die Rückberufungsorder am 13. Februar. Er erleichtert und versammelt die schlimmsten seiner Spießgesellen um sich: Forquet, O'Sullivan, Grandmaison, Lévêque. Sie beschließen, die gefährlichsten Beweise ihrer Schreckensherrschaft aus dem Wege zu schaffen und alles auf das ordentliche Revolutionstribunal abzuwälzen. Tronjolly wird herbeschieden und Carrier geht dem Präsidenten des Revolutionsgerichts bis zur Türe entgegen, ihn zu begrüßen und ihn an den Tisch zu geleiten:

«Nimm Platz, Bruder Tronjolly. Wir haben dir Wichtiges mitzuteilen. Ich kehre nach Paris zurück, wo man mich dringend braucht. Bevor ich abreise, müssen wir Verschiedenes legalisieren, was in der Eile des Kampfes für die Rettung der Republik nicht ganz nach dem Buchstaben des Gesetzes ging. Du wirst heute noch eine Liste erhalten von allen durch die Kommission und die Schnellgerichte Abgeurteilten, von allen Vermögenskonfiskationen und Sondersteuern und du wirst darüber richtige Gerichtsprotokolle und Urteile ausfertigen lassen. Das muß rasch geschehen, Bürger Tronjolly, wir werden dir die nötigen Schreiber und Gehilfen von der Munizipalität zur Verfügung stellen.»

Tronjolly schüttelt ablehnend den Kopf:

«Das kann nicht geschehen, Bürger Carrier. Das Revolutionstribunal wird keine falschen Protokolle ausfertigen und es wäre auch völlig sinnlos, denn ganz Nantes weiß...»

Carrier braust auf: «Du willst mir trotzen, verfluchter Ci-devant? Noch bin ich Prokonsul von Nantes...»

Unerschrocken unterbricht ihn Tronjolly: «Du bist es nicht mehr, Bürger Carrier! Aber auch, wenn du es noch wärest, das Revolutionstribunal wird deine Verbrechen nicht decken.»

Ein kleiner Tumult entsteht, alle springen auf und blicken drohend auf den Präsidenten und Carrier greift nach seinem Säbel:

«Du weigerst dich also, Bürger Tronjolly? Du weigerst dich, deine Pflicht gegenüber der Republik zu tun und den verdienten Tod der Briganten zu legalisieren?»

«Jawohl, Bürger Carrier, ich weigere mich! Ich weigere mich ganz entschieden, meine Pflicht zu verletzen und falsche Protokolle anzufertigen. Ich halte mich an das Gesetz.»

«Gut, du bist nicht mehr Präsident des Tribunals. Hier ist deine Entlassungsorder.»

«Sie ist ungültig, Bürger Carrier. Deine Vollmachten sind erloschen.»

«Das werden wir sehen, verfluchter Aristokrat. Du bist verhaftet.»

*

«Schönes Irrlicht, es gehen wichtige Dinge vor. Der Prokonsul ist abberufen. Er reist morgen nach Paris. Er hat den Präsidenten des Tribunals verhaften und ins Bouffay werfen lassen. Was sagst du dazu?»

«Was soll man dazu sagen, General Lamberty? Daß das der ordentliche Lauf der Dinge ist in eurer Revolution. Ihr habt die Gesetze und die Ordnung zerstört und eine falsche Freiheit auf eure Fahne geschrieben, um die wirkliche Freiheit und den Respekt vor dem Mitmenschen mit Füßen zu treten und nun erntet ihr, was ihr gesät habt — das Chaos. Vielleicht werden sie morgen dich verhaften und ins Bouffay werfen.»

«Mich? Bist du närrisch, mein Kind? An mich werden sie sich nicht wagen.» «Glaubst du? Du bist Carriers Schützling und nun er geht, werdet ihr alle euch gegenseitig zerreißen.»

«Wer?»

«Ihr vom Generalstab und sie vom Revolutionsausschuss.»

«Ach so, so meinst du das. Nun, es mag sein, daß diese Elenden es versuchen. Aber wir haben die Truppen und die Gewalt der Waffen.»

«Und sie haben die List und die Verschlagenheit und das Gesetz, das ihnen bei Abwesenheit des Prokonsuls die Führung der Geschäfte überträgt.»

«Wie gut du unterrichtet bist, kleine Vendéerin. Aber Sorge dich nicht. Carrier geht nach Paris, um seinen Sitz im Konvent wieder einzunehmen. Ein neuer Prokonsul wird her gesandt werden und Alles wird im Alten bleiben.»

«Das redest du dir ein, Lamberty. Carrier muß nach Paris, um sich zu verantworten und sie werden ihm den Prozeß machen. Und du weißt ganz genau, daß in eurer Republik nichts beim Alten bleibt, wenn ein neuer Gewalthaber ans Ruder kommt. Da euch die Legalität fehlt und ihr keine Tradition habt, wiederholt sich das grausame Schauspiel gegenseitiger Zerfleischung in eurem Staat, bis der letzte und mächtigste Tyrann kommt und euch alle im Namen eurer Republik hinwegwischt.»

«Das hast du von deinem Marquis gelernt, Amazone des Königs.»

*

Im Konvent zu Paris wütet Baboeuf gegen die Nachsicht, mit der viele Deputierte in Sendung, Kommissäre, Generäle und Offiziere gefangene Vendéerinnen behandeln und gegen die offenen und heimlichen Heiraten führender Republikaner mit Aristokratinnen: «Feige Plebeyer! Was tut ihr! Heute küssen sie euch, morgen werden sie euch ersticken!»

Julien de la Drôme wünscht vom Vorsitzenden zu wissen, ob der Bericht über die Vorkommnisse in Nantes verlesen werde. Barrère erhebt sich, um diese öffentliche Verlesung zu verhindern: «Alle Beschwerden gegen Repräsentanten müssen vom Ausschuss beurteilt werden. Die Taten der Repräsentanten müssen bei ihrer Beurteilung zuerst der Frage unterstellt werden: war ihr Erfolg der Revolution nützlich? Es sind etwas harte Formen angewandt worden, allein diese Formen haben die List der Aristokratie vernichtet. Was wäre nicht dem Hass eines Republikaners gegen die Aristokratie erlaubt? Von der Revolution darf man nur mit Ehrfurcht, von den revolutionären Maßregeln nur mit Rücksicht sprechen. Die Freiheit ist eine Jungfrau und es ist strafbar, ihren Schleier aufzuheben.»

Auch dieser Jakobiner Barrère ist ein Renegat, denn sein Name und Stand vor der Revolution war der eines Barons de Vieusac. Mercier nennt ihn den größten Lügner Frankreichs, aber er weiß stets seine Worte in Redeform antiker Größe zu gießen. Thomas Carlyle sagt von ihm: «Er hat nicht einmal so viel Wahrheit in sich, daß er eine wirkliche, anständige Lüge daraus machen kann.»

Kaum haben sich die Stadttore hinter der Kutsche des Prokonsuls geschlossen, da eilen die Mitglieder des Revolutionsausschusses zu einer geheimen Sitzung aufs Stadthaus von Nantes. Bachelier erteilt gleich Goulin das Wort und dieser erhebt sich triumphierend, er sieht sich am Ziel seiner Wünsche:

«Wir müssen die Stunde nutzen. Die Epaulettiers wollen sich gegen uns verschwören. Kommen wir ihnen zuvor. Lamberty hat fünf Aristokratenweiber dem Gesetz entzogen: die Spionin Charettes, die Teufelin des Turms von Champtocé hat er sich heimlich antrauen lassen durch einen eidweigernden Priester, dann hat er die Giroust ci-devant Marquise de Marcilly zu seiner Konkubine gemacht und sie bei Lavaux untergebracht und ihre Zofe, Francoise Gadoré, bei Fouquet. Außerdem hat er die ci-devant Marquise de Lescure, die Witwe des gefallenen Brigantengenerals, versteckt und Agathe Gingreau, ihr Kammermädchen. Er hat den Pfarrer von Machecoul aus dem Bouffay befreit und Beziehungen zu Charette unterhalten, er ist der Schuldigste. Was soll mit ihm geschehen?»

«Verhaften!» rufen einstimmig die Anwesenden.

«Und mit Fouquet, der auch Mitglied unseres Ausschusses ist?»

«Verhaften!»

«Und Lavaux?»

«Verhaften!»

«Also einstimmig. Sie werden ihrer Kommandos enthoben. Du übernimmst den Befehl über alle Truppen von Nantes, Bürger General Vimeux, und du wirst unverzüglich diesen Beschlüssen Nachachtung verschaffen. Die Aristokratenweiber sind sofort ins Bouffay einzuliefern. Seid ihr mit diesen Anträgen einverstanden?»

Alle stimmen zu.

«Also ans Werk, Bürger General!»

«Ich werde eure Befehle ausführen, Bürger Abgeordnete. Aber ich muß um schriftliche Ausweise bitten. Ihr müsst euren Beschluss, mir das Kommando zu übertragen, in den Kasernen anschlagen.»

«Das wird geschehen. Bis morgen früh müssen die Verschwörer in sicherem Gewahrsam sein.»

*

«Marie-Jeanne, schläfst du?»

«Nein, Lamberty, was willst du?»

«Du musst sofort weg. Sie haben Fouquet verhaftet und Lavaux und die Frauen. Meine Truppen haben sie konsigniert und vor der Artillerie-Kaserne stehen andere Wachen. Ich gehe ins Stadthaus, um Rechenschaft zu fordern.»

«Ich werde dich begleiten.»

«Unsinn, Marie-Jeanne! Du musst sofort aus der Stadt. Auf der Straße nach Sautron stehen noch meine Posten. Hier hast du einen Passierschein, wenn sie dich anhalten sollten. Du gehst zu Abbé Landeau und erwartest dort meine Nachrichten.»

«Niemals verlasse ich dich in dieser gefährlichen Stunde, General Lamberty. Entweder kommst du mit mir nach La Grande Brière, oder ich komme mit dir aufs Stadthaus.»

«Sei vernünftig, Kind. Du würdest alles verderben und mir nichts nützen. Ich kann erst handeln, wenn ich dich in Sicherheit weiß.»

«Warum immer ich, Lamberty? Warum sollen immer alle andern leiden und ich mich retten? Ich will nicht, ich will nicht.»

«Ich bitte dich, Marie-Jeanne und ich befehle es dir, als dein Gemahl! Du weißt wohl, du rettetest nicht dich allein. Du rettetest die Frucht unserer Liebe, die du unter deinem Herzen trägst. Und deshalb hast du kein Recht, dich zu widersetzen. Was nützeest du uns und den andern, wenn du dich einkerkern lassest? Nichts. Lieber ist es mir, daß du zu General Charette gehst, als daß du hier verdirbst.»

«So hoffnungslos siehst du deine Sache? Dann musst auch du fliehen!»

«Ich? Nein. Und wohin sollte ich fliehen? Ich habe viel Böses getan, aber nicht darum klagen sie mich an, sondern wegen des Guten, das ich tat. Und deshalb gerade darf ich nicht den Schein des Unrechts auf mich ziehn, ich muß mich stellen und versuchen, alles zu wenden.»

«Sie hassen dich. Sie werden dich töten.»

«Noch lebe ich. Daß sie dich nicht töten und die ungeborene Unschuld, das ist meine ganze Sorge. Also eile, Liebling!»

«Siehst du nun ein, daß eure Republik eine Räuberhöhle ist, in der immer einer über den ändern herfällt?»

«Die Republik ist nicht schuld daran, Marie-Jeanne. Doch haben wir jetzt keine Zeit zu politischen Diskussionen. Du musst dich unverzüglich auf den Weg machen. Jeden Augenblick können sie hier sein. Geh, meine Liebe, geh! Ich werde dir ehestens Nachricht senden.»

«Ach, Lamberty, wie schwer ist das Leben unter eurer Republik, nichts als Angst und Verzweiflung und Flucht und Tod!»

«Einst wird es anders werden, schönes Irrlicht von GrandLieu!»

*

Heute folgt eine breite Straße dem Silberband der Loire von Nantes bis nach Orléans, damals war es eine ausgefahrene Chaussee, der Bürgerkrieg ließ die Überlandstraßen zerfallen. Carrier hat es nicht eilig, nach Paris zu kommen, er braucht dazu sechzehn Tage und wir kennen seine Etappen. Den ersten Abend verbringt er in Ançenis. Vor dem niedrigen Gasthaus hält ein Karren mit einer sonderbaren Last. Ein hohes Gestell, mit einem Tuch umwunden, aus dem oben ein Querbalken herausragt. Fast wie ein Galgen sieht es aus. Carrier fährt es kalt über den Rücken. Ein schlechtes Omen. Das ist eine der fahrbaren Guillotinen. Einige Nationalgardisten lungern herum, der Ex-Prokonsul steigt aus seiner Kutsche und fährt den Nächststehenden an:

«Schafft mir diese verfluchte Guillotine aus den Augen. Ich mag sie nicht sehn!»

Der Soldat glotzt den Deputierten verständnislos an, die übrigen brechen in höhnisches Gelächter aus, keiner erkennt den Volkstribun, der keine Abzeichen trägt. Ein riesiger Gardist tritt auf ihn zu und klopf ihm auf die Schulter:

«Hast du Angst vor dem nationalen Rasiermesser, Bürger? Du bist bleich, du siehst aus wie das schlechte Gewissen, sicher bist du ein verfluchter Ci-devant.»

«Wisst ihr nicht, wer vor euch steht, Bürger Soldaten? Der Prokonsul von Nantes!»

Die Nationalgardisten weichen zurück, entsetzt starren sie auf den Tribun:

«Carrier?»

Dann machen sie sich nach allen Richtungen eilig davon. Fluchend geht der abgesetzte Tyrann von Nantes an der Guillotine vorbei in den Gasthof, derweil der Kutscher seine Pferde vor den Karren spannt, das verhängnisvolle Symbol republikanischer Brüderlichkeit in den Hinterhof des Nachbarhauses zu führen. In der Gaststube sitzen zwei Unteroffiziere beim Wein. Carrier fährt sie an:

«Was tut ihr da, ihr Elenden?»

Erstaunt und entrüstet blicken die beiden Sergeanten auf:

«Was geht das dich an? Bist du betrunken, Bürger?»

«Ich bin der Prokonsul von Nantes.»

Entsetzt springen die beiden Zeher auf:

«Wir haben dich nicht erkannt, Bürger Prokonsul. Du musst entschuldigen.»
«Wohin wollt ihr mit eurer verfluchten Guillotine?»
«Nach Nantes. Auf Befehl des Deputierten Prieur de la Marne.»
«Nach Nantes? Wozu, zum Teufel? Genügt eine Guillotine nicht mehr?»
«Wir wissen das nicht, Bürger Prokonsul. Wir führen nur unsern Befehl aus. Aber es heißt, daß sie unter sich viele Verhaftungen vorgenommen haben.»
«Wer?»
«Wir wissen es nicht, Bürger Prokonsul, wir hörten das nur so.»
Wütend wendet sich Carrier an den Wirt:
«Weißt du Näheres?»
Voll Furcht verschanzt sich der Wirt hinter seinem Ausschank:
«Ich weiß von nichts, Bürger Carrier. Ich bin Wirt hier. Ich kümmere mich nicht um Politik.»
«Der Teufel soll euch alle holen. Zeig mir mein Zimmer.»
«Sofort, Bürger Prokonsul, sofort. Das beste Zimmer in Ancenis.»

*

«Wirst du eine schlimme Nachricht ertragen, meine Tochter?»
«Seit Jahr und Tag ertragen wir schlimme Nachrichten, Hochwürden.»
«Fasse dich und füge dich in das Unvermeidliche.»
«Ja, Hochwürden.»
«Dein Mann ist tot.»
«Lamberty ist tot? Sie haben ihn getötet?»
«Ja. Ruhm und Tod sind Geschwister in ihrer Republik. Er ist standhaft gestorben, so meldete sein Bote, der diesen Brief nach St. Lypard brachte. Marie-Jeanne wischt sich die Augen, dann erbricht sie den Brief und liest unter Schluchzen die wenigen Zeilen:
«Liebste auf Erden! Weine nicht, wenn du diesen Brief erhältst. Morgen werde ich im Nichts sein. Meine schlimmen Taten haben sie mir nicht vorgeworfen, das wenige Gute, das ich tat, nahmen sie zum Vorwand, mich zu töten. Ich sterbe im Glauben an die Republik, in deren Namen so viel Schreckliches geschah und noch geschieht, und den auch ich so oft zu Schlimmem missbrauchte. Deiner war ich nie würdig. Doch deine Liebe ist das Licht, das den frühen Abend meines Lebens umstrahlt. Unserm Kind wirst du einst von seinem Vater nur Gutes sagen. Adieu, adieu! Lamberty.»

Lange ist es still in der verlorenen Hütte im unendlichen Moor. Der Abbé lässt Marie-Jeanne vor sich hinweinen. Da, plötzlich steht sie auf, trocknet ihre Wangen und wendet sich an den Priester:

«Nun habe ich eine doppelte Pflicht, mein Vater.»

«Wie meinst du das, Maria?»

«Ich kehre zu General Charette zurück. Ich muß den kleinen König rächen und ich muß meinen Mann rächen.»

«Mein ist die Rache, sagt der Herr. Du kannst in St. Lypard bleiben, meine Tochter. Der Maire ist ein Republikaner, aber er ist ein rechtschaffener Mann. Dort bist du sicher bis zu deiner Niederkunft und dann werden wir weiter sehn.»

«Nein, Hochwürden, ich gehe. Oh, ich muß etwas für unsere Sache tun. Ich würde es nicht aushalten, in eurem stillen Dorf zu sitzen.»

«Ich kann dich nicht halten, wenn du gehen willst. Aber bedenke es wohl, andere Pflichten harren nun deiner.»

«Ich kenne jetzt nur eine, Hochwürden, der Sache des Königs zu dienen.»

«Nun gut, so geh, meine Tochter. Aber bevor du gehst, habe ich mit dir zu reden. Ich will nun etwas von dir wissen, denn ich habe dich und diesen Lamberty auf dein Verlangen getraut. Trotzdem frage ich dich nicht als dein geistlicher Hirte, sondern als dein väterlicher Freund, Maria. Du kannst mir also deine Antwort verweigern, wenn du willst. Hast du Lamberty geliebt oder liebst du diesen Herrn von Charette?»

«Oh, Hochwürden — — —»

«Du bist verwirrt, mein Kind. Nun, so will ich dir etwas sagen. Du hast diesen Republikaner nie aus deinem ganzen Herzen geliebt. Er hat dir gefallen, er war ein schöner Mann, er war ritterlich dir gegenüber, er war General, du schuldestest ihm Dank. Aber vor allem bist du eine echte Tochter Evas. Es war ein romantisches Abenteuer und es war ein Triumph für dich, die Vendéerin, die Amazone des Königs, die gläubige Tochter unserer Kirche, ihn zu deinen Füßen zu sehn, den Feind, den mächtigen Volkstribun, den republikanischen General, den Ungläubigen. Es war für dich eine stolze Genugtuung, ihn zu zwingen, einen hohen Preis für deine Gunst zu bezahlen, sich von einem eidweigernden Priester trauen zu lassen, sich der tödlichen Gefahr auszusetzen, die ihn nun erreichte. Nun gut, dieser Lamberty hat dich geliebt und er hat dir alles, seine Stellung, sein Ansehen, seine Sicherheit und nun sein Leben zu Füßen gelegt. Und du? Für dich war er trotz dem allem nur ein Abenteuer. Du liebst diesen Marquis de Charette. Oh ja, er liebt dich auch, wie er alle seine Eroberungen liebt, seine zwanzig, seine fünfzig, seine hundert Amazonen und jede schöne Frau, die seinen Weg kreuzt.

Ich zweifle nicht, daß du sogar eine seiner Favoritinnen werden kannst, wenn du es nicht schon warst. Ich räume alle Entschuldigungen ein: er ist ein tapferer Paladin des Königs, die Frauen sind ihm verfallen, er ist ein glänzender Offizier, er ist Marquis, er ist der Streiter unserer Kirche und der einzige erfolgreiche Widersacher der Republik und ihr Albdruck und Schrecken. Das alles muß dich, die gläubige und königstreue Vendéerin bestechen. Und dennoch: bedenke, daß du für ihn nur eine aventure bist, eine seiner unzähligen Eroberungen, in den Augen der Welt nur seine Konkubine. Er würde dich nie zu seinem ehelichen Weibe machen, selbst wenn er frei wäre. Das alles wiegt heute nicht viel, ich weiß es. Komtessen und Marquisen sind die Maitressen von Republikanern, aus Angst die meisten, aber viele auch aus freiem Willen, warum sollte da nicht eine kleine Vendéerin die Geliebte des vendée'schen Generals sein? Aber diese Entschuldigungen gelten von nun an für dich nicht mehr, Maria. Du bist nicht mehr irgendein kleines Bauernmädchen, das sich einem großen Herrn hingibt. Du bist das Weib eines Mannes, der für dich das Leben einsetzte und dahingab. Du wirst einem Kinde von ihm das Leben schenken. Bedenke das, wenn du zu Herrn von Charette zurückkehrst. Das ist alles, was ich dir zu sagen habe.»

*

Carrier nimmt seinen Platz im Konvent ein und sein Wiedererscheinen bleibt fast unbeachtet. Er hat mächtige Freunde und die vielen Klagen aus Nantes werden beiseite geschoben. Da kommt der Thermidor. Robespierre fällt. Der Ex-Prokonsul von Nantes schlägt sich zu seinen Feinden und Anklägern, ja er ist so wahnsinnig, hinter dem Karren herzulaufen, der den «Unbestechlichen» zum Schafott führt und ihn zu beschimpfen. Aber immer neue Klagen aus Nantes treffen ein, Delegationen erscheinen und verlangen Untersuchung und Klage und im Konvent kommt der Vendéekrieg mit seinen Grausamkeiten zur Sprache. Der ehemalige Tyrann der unglücklichen Stadt verteidigt sich und schreit fuchtelnd vom Rednerpult herab:

«Man soll mir nicht von Humanität sprechen diesen grausamen Vendéern gegenüber! Kinder von dreizehn Jahren trugen die Waffen gegen uns, kleinere Kinder bis zu den Kleinsten dienten den Briganten als Spione. Ja, viele dieser kleinen Verbrecher mussten durch die Militärgerichte abgeurteilt werden, streng nach den Weisungen des Wohlfahrtsausschusses und nach den bestehenden Gesetzen!»

Der Konvent lässt das ganze Revolutionskomitee von Nantes verhaften und nach Paris führen, aber Carrier geht immer noch frei herum und sitzt im Wohlfahrtsausschuss. Im Prozeß gegen seine Spießgesellen tritt er als Zeuge auf. Aber das Volk von Paris ist nun aufmerksam geworden. Nächtliche Umzüge und Demonstrationen verlangen die Inhaftierung des ehemaligen

Prokonsuls und endlich am 11. November wird er verhaftet. Er findet keinen Verteidiger, die Advokaten von Paris und ganz Frankreich weigern sich, seine Sache zu vertreten. So tut er es selbst und schlecht. Tronjolly wird aus der Haft vorgeführt und ihm gegenübergestellt. Es ist eindrücklich, als der frühere Präsident des Revolutionstribunals von all den ungesetzlichen Hinrichtungen und Noyaden auf Befehl Carriers spricht. Aber das Gericht zögert immer wieder, da springt an der letzten Sitzung ein Mann auf die Tribüne, es ist der Schlächter Legendre, ein bekannter Volksredner, der die Menge stets durch seine ergreifenden Schilderungen hinzureißen versteht:

«Bürger Geschworene, was verlangt ihr noch, um endlich diesen blutigen Tyrannen zu richten? Lasst die Loire rückwärts nach Paris fluten und sie wird die Kadaver seiner Opfer vor eure Füße tragen!»

Am 15. Dezember 1794 begleitet eine ungeheure, johlende Menschenmenge den ci-devant Prokonsul von Nantes zum Schafott und als der Henker sein Haupt dem Volke zeigt, pflanzt sich durch ganz Paris der vieltausendstimmige Ruf: «Nieder mit den Mördern!»

Der General

Der Schrecken endigt. Robespierre ist tot, Carrier ist tot, in großen Schüben schickt der verschlagene Fouquier-Tinville die Gewaltigen von gestern auf das Blutgerüst, liquidiert den «Schweif Robespierres», um dann selbst mit seinem blutigen Tribunal den gleichen Weg anzutreten ins Nichts, «die Revolution frisst ihre eigenen Kinder». Die Männer des Thermidor, Tallien, Merlin de Thionville, Barras und ein Dutzend andere durchheilen die Gefängnisse und verfügen die Freilassung Tausender. Die Republik ist milde geworden, das Volk hat den Terror satt, es sehnt sich nach Ruhe, Frieden und Barmherzigkeit.

Aus dem Gefängnis hat der Konvent einen jungen General vor sich beordert, er zählt erst fünfundzwanzig Jahre, er hat sich am Rhein ausgezeichnet, ganz Frankreich kennt ihn — Lazare Hoche. Beinahe wäre er dem Terror zum Opfer gefallen. Nun schickt ihn die Republik als Oberbefehlshaber nach dem Westen: «Geh, befriede die Vendée. Du hast unbeschränkte Vollmachten!»

Seine erste Proklamation an diese ausgebrannte und verstümmelte Vendée verrät die Größe seines Herzens: «Franzosen, kehrt zurück in den Schoß des Vaterlandes! Glaubt nicht, man wolle euren Untergang! Ich komme, euch zu trösten — auch ich bin unglücklich gewesen.»

Die todwunde Vendée hört mit Staunen diese Worte und sie misstraut ihnen. Zu oft schon hat diese Republik ihre Versprechen nicht gehalten. Aber Hoche lässt sich nicht beirren. Er ruft die Höllenkolonnen zurück, er entlässt ihre Kommandanten. Die übrigen Offiziere befiehlt er zu einem Rapport nach Angers und sie hören verwundert, auf welche Art der Krieg gegen die Vendée von jetzt an geführt werden soll.

«Wir müssen diese verbitterten Kinder Frankreichs mit Nachsicht und Liebe gewinnen. Wir müssen mit ihren Anführern unterhandeln; ihre Aufrichtigkeit ist zweifelhaft, aber wir müssen gegen sie aufrichtig sein. Die Ehrgeizigen werden wir durch Anstellungen, die Bedürftigen durch Geld gewinnen. Ihr müsst die Priester versöhnen. Über sie führt der Weg zu den Herzen. Verbreitet das wohltätige Gesetz, welches der Konvent über die Religionsfreiheit erlassen hat. Wenn die Priester sehen, daß wir sie in der Ausübung ihres Amtes nicht stören, werden sie eure Freunde werden. Viele unter ihnen sind arm, bietet ihnen Unterstützung an, aber ohne alles Aufsehen und mit jeder möglichen Schonung. Milde, Sanftmut, Offenheit sind die einzigen Mittel, welche uns zum Ziele führen können. Fordert einige Offiziere und Soldaten auf, ihren Gottesdiensten achtungsvoll, ohne jede Störung beizuwohnen. Das Vaterland erwartet von euch die größte Ergebenheit und in seinem Dienste sind alle Mittel gut, die sich vereinbaren lassen mit den Gesetzen, mit der Ehre und mit der republikanischen Würde.»

Er verbietet seiner Armee, aus dem Lande zu leben und lässt aus den anstoßenden Departementen Nahrungsmittel herbeischaffen, aber auch Futter und Saatgut und Vieh. Jeder vendée'sche Bauer, der sich der Republik unterwirft, darf auf seinen Hof zurückkehren. Er befiehlt seinen Soldaten, ihnen beim Wiederaufbau ihrer Hütten zu helfen. Den gänzlich Mittellosen schenkt er eine Kuh, zwei Schafe, Saatgetreide und etwas Geld.

Wo die große Straße von La Roche-sur-Yon nach Roche-servière und Montaigu sich gabelt, liegt das Dorf Belleville. Es ist ein Dorf wie hundert andere Dörfer in der Vendée. Bis hierher ist Charette den republikanischen Höllenspalästen ausgewichen und nun ist es plötzlich still geworden. Die Republikaner haben sich auf ihre festen Plätze zurückgezogen. Belleville ist unversehrt und das ist fast ein Wunder zu nennen. Charette hat hier sein Hauptquartier. Ein Hauptquartier ohne Armee. Hundert Amazonen sind noch bei ihm und dreihundert Bauern, aber auch ihre Zahl schwindet täglich. Dieser sonnige und warme Oktober 1794 ist angebrochen, die Bauern in ihren Holzschuhen führen die letzten Feldfrüchte ein, das wenige Vieh, das der Krieg übrig ließ, weidet auf den Feldstücken zwischen den hohen Hecken. Marie Chevel sitzt an der Sonne vor dem niedern Haus und stillt ihr Kind und Charette steht vor ihr und schaut ihr mit Wohlgefallen zu:

«Wie er gedeiht, dein kleiner Sans-culotte, Maria! Ein hübsches Kind. Wenn es dir genehm ist, werde ich ihm Pate stehen.»

«Oh, Herr Marquis. Warum nennt Ihr ihn immer den kleinen Sans-Culotten? Er soll ein guter Vendéer werden, so Gott will.»

«Hoffen wir es, Maria. Und eine große Laufbahn kann ihm bevorstehen! Wenn ich, der Generalleutnant und Statthalter des Königs, ihn als mein Patenkind nach Versailles bringen werde, dann muß der kleine König ihn huldvoll empfangen. Doch bis dahin kann es noch lange dauern. Höre Maria! Heute Morgen habe ich eine Botschaft erhalten von ihrem neuen General.»

«Von Hoche?»

«Ja, von Hoche. Er will mit mir unterhandeln. Stelle dir das vor, Maria! Jetzt wollen sie mit mir unterhandeln, jetzt, wo wir ganz am Ende unserer Kräfte sind, jetzt, da ihre Friedensproklamationen mit ihren verführerischen Versprechungen mir meine letzten Bauern weglocken, jetzt wollen sie mit mir unterhandeln!»

«Das ist eine gnädige Fügung Gottes, Herr Marquis.»

«Glaubst du? Oh du fromme Seele. Nein, das ist etwas ganz anderes. Liebling. Sie sind selbst des Krieges müde. Und neue Gefahren drohen ihnen. Wir allein vermögen nicht mehr viel. Aber die Bretagne ist in Gärung und die Engländer wollen nun endlich eingreifen. Der Graf von Artois wird landen und wir werden mächtige Hilfe erhalten und das ganze Land wird

neuerdings aufstehen. Deshalb ihre Milde, ihr Bestreben, noch rasch vorher hier alles zu beenden.»

«Und wenn es wieder nichts ist mit den Engländern, Herr Marquis, und mit dem Grafen von Artois? Wie oft schon wurde Euch diese Hilfe versprochen. Wäre es nicht besser, Frieden zu machen und möglichst gute Bedingungen herauszuholen?»

«Ei, du kleine Diplomatin. Ich glaube doch nicht. Wenn wir Frieden schließen, dann werden sie Garantien verlangen, dann werden wir diesen Frieden auch halten müssen. Und was geschieht dann mit unserm kleinen König, dem wir Treue bis in den Tod geschworen haben?»

«Ihr könnt den König in Eure Friedensbedingungen einschließen.»

«Glaubst du? Sie werden darauf nicht eingehen. Dann wäre ja ihre ganze Revolution umsonst gewesen. Nein, nein, Maria, Sie wollen sich den Krieg hier auf billigste Art vom Halse schaffen, das ist alles.»

«Aber einmal muß doch wieder Friede werden.»

«Einmal, ja. Wenn wir den König auf den Thron des heiligen Ludwig zurückführen werden und du zu seiner Rechten die weiße Fahne mit den goldenen Lilien entrollen wirst. Dann wird Friede sein.»

*

Es wird ein friedlicher, stiller Winter. Hoche hat seinen Generälen befohlen, mit ruhiger Festigkeit die Pazifikation der Vendée zu fördern, die beiden letzten Anführer nicht anzugreifen, aber ihre Angriffe zurückzuweisen. Doch Charette in Belleville und Stofflet im hohen Anjou wissen diese Ruhe zu schätzen und sie haben nicht die Kraft, die starken Garnisonen in den Städten herauszufordern. Immer mehr schmilzt die Schar ihrer Bauern an der milden Gnadensonne der Pazifikation. Aus ihren Verstecken kommen die eidweigernden Priester in die Dörfer zurück, in ihren halbzerstörten Kirchen beten sie für den Frieden. Oft reitet der republikanische Obergeneral mit seinem kleinen Stabe, beschützt von wenigen Dragonern, über Land, nimmt Bittschriften und Gesuche entgegen und ordnet Hilfe an. Er ist der Abgott der Frauen, wenn er aus dem Sattel steigt, umringen sie ihn und er hat für alle ein tröstendes Wort. Er ist «der schönste Mann beidseits der Loire», groß gewachsen, üppige, hellblonde Locken umrahmen sein jugendliches und doch männliches Gesicht und fallen bis auf seine Schultern und seine blauen Augen strahlen Güte und Unerschrockenheit.

Die wildeste der Amazonen Charettes ist die junge Baronin von Montsorbier. Sie hasst den republikanischen General, sie sieht den langsamen aber sichern Zerfall des vendée'schen

Widerstandes, den die Gewalt der Waffen nicht brechen konnte und der nun durch seine Milde besiegt wird. Sie ist neben der Marquise de La Rochefoucauld die beste Degenfechterin und sie hat schon manchen republikanischen Offizier im Duell durchbohrt. Den ganzen November hindurch streift sie auf ihrem Schimmel über die nebligen Landstraßen, in der Hoffnung, auf Hoche zu stoßen und ihn zum Zweikampf zu fordern. Und da sie wieder einmal auf ihn lauert, fällt sie einer Husarenpatrouille in die Hände und wird vor den Obergeneral geführt, der sie begrüßt und ihr aus dem Sattel hilft:

«Was führt Euch zu mir, schöne Bürgerin?»

Sie starrt ihn an, sie ist benommen, nie zuvor sah sie einen so vollkommenen Mann. Er bietet ihr den Arm und führt sie ins Haus:

«Unser Quartier ist einfach, Bürgerin. Viel kann ich Euch nicht bieten, aber ein Glas Wein wird Euch erfrischen. Habt Ihr ein Anliegen?»

Da findet sie die Sprache wieder:

«Ich hatte ein Anliegen, General, ein sonderbares Anliegen. Aber nun habe ich es nicht mehr.»

«Schade, Bürgerin, gerne wäre ich Euch zu Diensten gewesen, wenn mir dies möglich gewesen wäre.»

Sie lächelt:

«Vielleicht doch nicht, General. Ich wollte Euch fordern auf Leben und Tod.»

«Ein Duell also? Ich halte nichts davon, Bürgerin. Die Republik verbietet den Zweikampf. Das ist eine barbarische Art, sich auseinanderzusetzen. Und ist es nicht vollends unritterlich für einen Mann, sich mit einer Frau zu schlagen? Ich würde also Eure Forderung nicht angenommen haben. Und für Euch ist's schade, Bürgerin. Solch schöne Frauen haben andere Pflichten. Ihr solltet einen Mann glücklich machen und ihm Kinder schenken und das raue Handwerk des Krieges meiden.»

«Oh, wer hat uns denn zu diesem Handwerk gezwungen, wer hat uns von Haus und Hof verjagt, wenn nicht eure Republik, General?»

«Streiten wir nicht darüber, schöne Bürgerin, wer diesen Bruderkrieg zwischen Franzosen angefangen hat. Ich bin gekommen, ihn zu beenden und dieses unglückliche Volk an den friedlichen Herd zurückzuführen. Euren Wunsch, mich mit Euch zu schlagen, konnte ich nicht erfüllen. Nun habe ich aber meinerseits ein Anliegen an Euch und ich hoffe, dass Ihr es mir nicht abschlaget. Ihr seid frei. Ihr kehrt zu General Charette zurück. Werdet Ihr ihm eine Botschaft überbringen?»

«Ah, Ihr lasst mich frei, General, und als Preis für diese Freilassung soll ich Eure Botin sein?»

«Ihr müsst nicht, Bürgerin. Ihr seid bedingungslos frei. Aber meine Botschaft dient dem Frieden und ich kann mir keinen lieblicheren Friedensengel vorstellen, um diese Botschaft zu überbringen.»

«Oh, wie schwer ist es, Euch Feind zu sein!»

«Möge es bald unmöglich sein. Werden wir Freunde. Suchen wir zu vergessen, blicken wir nicht rückwärts, sondern vorwärts. Dann wird die goldene Zeit am Horizont aufleuchten.»

«Ihr führt einen gefährlichen Krieg mit uns, General, Ihr entwaffnet uns mit Worten. Aber tausend Worte können nicht eine einzige Tatsache aus der Welt schaffen, eure Republik hat den König getötet und die Königin und sie hat den kleinen König in den finstern Turm geworfen, wo er noch schmachtet. Was geschieht mit ihm, wenn wir ihn verlassen? Oh nein, es ist unmöglich. Eure Republik, die sich brüderlich nennt, hat unsere Priester vom Altar weggerissen und Tausende grausam getötet — warum? Einzig deshalb, weil wir an der alten Ordnung festhielten, unter der wir glücklich lebten, an den alten Gesetzen, die uns schirmten und weil wir Gott und dem angestammten König die Treue hielten.»

«So seht Ihr die Dinge, Bürgerin. Aber Ihr lebtet in einem privilegierten Stand und in dieser Vendée, wo die Gegensätze nicht so schroff waren. Ihr wusstet hier nichts vom Elend der großen Städte, wo die Menschen zu Tausenden in finstern Höhlen wohnen, Ihr wusstet nichts von der Unerbittlichkeit der Steuerpächter, die im übrigen Frankreich dem Bauern die letzte Kuh wegholten, Ihr kanntet nicht die Demütigungen absoluter Armut und die Nadelstiche des täglichen Lebens. Gewiss, auch die Republik hat Fehler gemacht, gerade in diesem Lande, das sich in seiner Weltabgeschlossenheit seine patriarchalischen Sitten und Verhältnisse konservieren konnte, gewiss, es wurden in ihrem Namen unnötige Grausamkeiten verübt. Doch immer, wenn eine alte Ordnung stürzt und eine neue an ihre Stelle gesetzt wird, entsteht, bevor eben diese neue Ordnung sich festgesetzt hat, eine turbulente Zwischenzeit und sie wird leider seit Anbeginn der Geschichte von den Hemmungslosen und Gewaltmenschen beherrscht und aller Unrat wird an die Oberfläche geschwemmt. Diese schlimme Zeit ist nun vorbei. Ich habe den Auftrag, diesem Lande den Frieden zu bringen. Und ich bin gewillt, die wahre Menschlichkeit wieder an die Stelle der Gewalt zu setzen. Wir strecken euch die Hand zur Versöhnung hin, an euch ist es nun, einzuschlagen.»

Die junge Amazone zuckt die Achseln und lächelt:

«Ihr redet mit Engelszungen, General. Ihr seid ein schlimmer Verführer und Eure Worte umgarnen unsere Grundsätze und betäuben unsern Willen. Es ist wohl gut, daß wir Frauen da

nicht das entscheidende Wort haben. Um Herrn de Charette umzustimmen, werden Worte nicht genügen. Er wird Bedingungen stellen und er wird den kleinen König von Euch herausverlangen. Aber Eure Botschaft werde ich ihm überbringen.»

«Ich danke Euch, Bürgerin. Und sagt Eurem General, daß wir seine Bedingungen wohlwollend prüfen werden, daß er aber den Bogen nicht überspannen möge. Sagt ihm, daß die Republik eins und unteilbar ist und mächtig genug, ihren Willen auch in diesem Lande durchzusetzen.»

Frieden

Vermittler ist der Baron von Cormatin, er ist der geheime Sendling Puisayes, des Bevollmächtigten des Grafen von Artois, und ihm liegt darin, einstweilen einen Scheinfrieden zustande zu bringen, um die letzten Vendéer vor der gänzlichen Vernichtung zu retten und für den Zeitpunkt aufzubewahren, da endlich Seine Königliche Hoheit und die Engländer bereit sind, ihren Fuß auf den blutigen Boden der Vendée zu setzen. Die Bedingungen Charettes sind hart, als wäre nicht er, sondern die Republik am äußersten Ende der Widerstandskraft; er lässt sie am 12. Februar im Schloss von Nantes überreichen: Religionsfreiheit, Pensionen für alle Geistlichen, zehnjährige Befreiung des Landes von Militärdienst und Steuern, Schadloshaltung für alle Verwüstungen, Wiederherstellung der alten Einteilung des Landes und der frühem Verwaltung, Bildung einer Landwehr unter seinem Kommando. Abzug aller republikanischen Truppen, Ausschließung aller Vendéer, die sich auf Seite der Republik stellten und Konfiskation ihrer Güter zu Gunsten der Königstreuen, Amnestie für alle Vendéer, auch für die Emigranten. Hoche lächelt, wie er diese Friedensbedingungen liest und stellt nun die seinen:

Es wird kein Vertrag zwischen den Parteien abgeschlossen, die Repräsentanten der Republik geben einen Erlass heraus, dem Charette und die Vendéer schriftlich zuzustimmen haben: Religionsfreiheit, Entschädigung für alle Zerstörungen, Befreiung vom Kriegsdienst zum Zwecke der Wiederbevölkerung des Landes, Bildung einer Landwehr von 2000 Mann unter dem Kommando Charettes, Auszahlung von zwei Millionen Franken zur Einlösung der Requisitionsgutscheine der vendée'schen Generäle. Alles andere wird abgelehnt, insbesondere die alte Landeinteilung und der Rückzug der republikanischen Garnisonen. Diese Bedingungen der Republik überbringt Cormatin nach Belleville mit der Aufforderung, sie am 17. Februar auf dem Schlosse von La Jaunaye zu unterzeichnen, andernfalls am nächsten Tage der Krieg seinen Fortgang nehme. Alle royalistischen Geschichtsschreiber behaupten, daß noch eine Geheimklausel vorgesehen gewesen sei, den kleinen König an Charette auszuliefern, alle republikanischen Historiker bestreiten es. Charette und Hoche wünschen, daß auch Stofflet diesem Vertrag beitrete. Charette, als designierter Generalissimus des Königs, will nicht dem Förster von Maulévrier den Ruhm lassen, am längsten widerstanden zu haben. Hoche seinerseits wünscht, daß die Pazifikation die ganze Vendée und Anjou umfasse. Aber der «Kanzler von Anjou», Abbé Bernier, ist gegen den Vertrag und beinahe hätte er es verhindern können, daß Stofflet mit seinen Offizieren nach La Jaunye reitet. Jedenfalls setzt er die Bedingung durch, daß die Republikaner nicht durch General Hoche vertreten werden und Hoche akzeptiert um der Sache willen diesen Vorbehalt und beauftragt den Konventsabgeordneten Ruelle mit dem Abschluss des Vertrages.

An der Straße von Nantes nach Clisson, eine Stunde außerhalb der Stadt, findest du, lieber Leser, beim Dorfe Vertou linker Hand das Schlösschen La Jaunaye. Heute liegt es still und verträumt und zeitlos da. Der 17. Februar 1795 hat es in die Geschichte eingetragen.

Die Republik will ihre Macht zeigen und erscheint mit einem gewaltigen Aufgebot vor dem kleinen Schloss. An der Spitze der Repräsentant Ruelle hoch zu Ross, die trikolore Schärpe umgetan und den dreifarbigem Federhut auf dem Haupte, umgeben von einem Dutzend Deputierten und Kommissären zu Pferd, dann die republikanische Generalität in ihrer blinkenden Uniform, die Departements- und Munizipalbeamten von Nantes in Karossen, zweitausend Reiter und zehntausend Mann Infanterie und Nationalgarden. Charette hat mit Mühe fünfhundert Bauern zusammengebracht und achtzig Amazonen und Offiziere und er lässt seine kleine Macht außerhalb Vertou ein Lager beziehen, um seine zahlenmäßige Unterlegenheit nicht zu verraten. Stofflet ist mit einem Dutzend seiner Offiziere angeritten. Er droht, jeden als Verräter am kleinen König niederzumachen, der von Frieden rede. Aber Charette lässt sich nicht einschüchtern und der alte Sapinaud steht ihm zur Seite. Das Land liege gänzlich darnieder, die fremden Mächte und die Prinzen hätten bisher nichts getan, die Vendée zu unterstützen, es gelte, Zeit zu gewinnen und das Bestmögliche aus einem Vertrag herauszuholen. Komme dann Hilfe von außen, so könne man sich immer wieder erheben. Heftig widerspricht Stofflet: die Republik biete den Frieden an, weil sie selbst auf das Äusserste gekommen sei. Sie meine es mit ihrem Angebot nicht ehrlich. Sie wolle die Vendée nur entwaffnen, um sie dann hinzuopfern. Wenn man jetzt die Waffen niederlege, werde aller Mut erschlaffen und es werde nie mehr möglich sein, sich zu erheben. Es sei eines französischen Chevaliers nicht würdig, einen Vertrag zu unterzeichnen mit der geheimen Absicht, ihn nicht zu halten und man habe kein Recht, die Republik anzuerkennen, denn das heiße, die Rechte des kleinen Königs verraten, für welche man so lange und unter so großen Opfern sich geschlagen. Lange wogt der Meinungsstreit hin und her und schon zweimal ist ein Offizier Ruelles herbei geritten und hat im Auftrag des Konventsdeputierten zum Erscheinen gemahnt. Die Republikaner haben im Freien ein mächtiges Feldherrenzelt aufgeschlagen, sie haben ihre Truppen tausend Schritte zurücktreten lassen, nur die Repräsentanten warten vor dem Zelt, als nun Charette mit einigen Offizieren erscheint. Die gegenseitige Begrüßung ist von großer Höflichkeit. Da reitet Stofflet mit seinen Offizieren bis auf hundert Schritt heran, sie ziehen die Säbel, sie schwenken ihre Hüte und rufen «Es lebe der König!» Dann wenden sie ihre Rosse und reiten im Galopp davon. Von jetzt an wird Zwietracht sein zwischen den beiden letzten Anführern der Vendée.

Charette unterzeichnet die vorgelegte Zustimmungserklärung zum Dekret der Repräsentanten. Die Republik will der Unterwerfung dieses gefährlichsten Häuptlings der

aufständischen Vendée ein glanzvolles Gepräge geben. Drei Tage später zieht er unter wahrhaft königlichen Ehren an der Seite der Konventsdeputierten zu Pferd in Nantes ein. Er trägt die Uniform des vendée'schen Generals mit der weißen Schärpe und dem weißen Federbusch auf dem Hut. Nur an dessen Krempe haftet eine kleine trikolore Kokarde. Zwanzigtausend Mann republikanischer Truppen und die ganze Nationalgarde der Stadt stehen Spalier, hinter ihren Reihen drängt und jubelt eine ungeheure Menschenmenge außer sich vor Freude, daß nun der blutige Bürgerkrieg zu Ende und «daß ein so ausgezeichnete und tapferer Mann, wie Charette, in den Schoß des Vaterlandes zurückkehre». Charette blickt frei um sich und er mustert nicht ohne Stolz die ihm zujubelnden Massen. Nur, als er über die Place du Bouffay reitet, wo so lange die Guillotine stand, verfinstert sich sein Blick. Auf dem Stadthaus gibt es einen großartigen Empfang mit nachfolgendem Ehrenmahl, Musikbanden durchziehen die Gassen und auf allen Plätzen wird die Verbrüderung gefeiert und getanzt. Drei Tage und drei Nächte feiert Nantes die «Pazifikation».

Hoche lässt den Krieg gegen Stofflet wieder beginnen, aber es ist mehr ein Krieg mit Proklamationen an seine Parteigänger, die Waffen niederzulegen und die Wohltaten der Republik zu genießen, als ein ernsthafter Kampf. Doch zerniert er den Förster von Maulévrier auf einen immer engern Bezirk, bis ihm kein anderer Ausweg mehr bleibt, als der Pazifikation beizutreten. Hoche ist großmütig und bewilligt ihm die gleichen Bedingungen wie Charette. Am 20. April 1795 wird diese zweite Pazifikation der Vendée zu Mabilaye bei Rennes unterzeichnet. Auch die Chouans der Bretagne treten ihr bei.

«Nun hast du deinen Frieden, Maria. Gefällt er dir?»

«Oh ja, Herr Marquis. Der Friede ist schön. Er wäre noch viel schöner, wenn wir den kleinen König bei uns hätten.»

«Ja, der kleine König! Siehst du, vielleicht war es doch nicht gut, mit ihnen Frieden zu schließen. Wenn man sich für eine große Sache schlägt, darf man nie wanken. Dann muß man siegen oder sterben. Doch du hast ja deinen kleinen König. Was gedenkst du nun zu tun? Es kommen jetzt Soldaten aus ganz Frankreich in ihre Garnisonen. Vielleicht wäre es gut, deinem kleinen König einen Vater zu geben. Land haben wir genug und verlassene Güter. Was denkst du davon?»

«Ich bleibe bei Euch, Herr Marquis.»

«Du bleibst bei mir? Gut. Du könntest mir keine größere Freude machen. Aber du bist noch jung, das Leben liegt noch vor dir. Du könntest dir jetzt die Zukunft gestalten und mit deinem Kind irgendwo an der Seite eines jungen Mannes eine sichere Existenz gründen. Bei mir ist alles ungewiss. Vielleicht beginnt morgen wieder der Krieg, wer weiß das? Und dann?»

«Dann will ich Euch wieder dienen, wie bisher, Herr Marquis.»

«Ach, du gutes Kind. Aber du bist ja jetzt nicht mehr allein, du trägst eine große Verantwortung. Du weißt, daß dieser Krieg auch die Kinder nicht verschont. Ist es da nicht besser irgendwo in einem stillen Winkel sein Brot in Sicherheit zu essen?»

«Warum spricht Ihr so, Herr Marquis? Bin ich Euch überdrüssig? Wollt Ihr mich los sein?»

«Aber Maria, wie kannst du auf solche Gedanken kommen? Du weißt doch, wie sehr ich dich liebe und daß ich nur dein Bestes will. So sprechen wir nicht mehr davon. Du bleibst bei mir.»

Es herrscht nun ein reges Leben in Belleville. Hoche achtet darauf, daß die Generäle und Kommissäre die bewilligten Bedingungen mit größter Gewissenhaftigkeit erfüllen. Alle Tage kommt ein Stafettenreiter mit den amtlichen Nachrichten und Dokumenten aus Nantes, republikanische Offiziere kommen zu einem Besuch ins Dorf geritten, Trainkolonnen bringen Saatgut und Holz und Baumaterial, um den Bauern den Wiederaufbau ihrer Gehöfte zu ermöglichen. Oft kommen auch geheime Boten zu Charette, sie kommen von der Küste her und bringen Briefe aus London, vom Grafen von Artois und von englischen Agenten. Zum ersten Mal auch erhält er ein persönliches Schreiben des Regenten in Verona. Der Graf von Provence ernennt ihn darin zum «zweiten Begründer der Monarchie» und drückt ihm seine Dankbarkeit, seine Bewunderung und Wohlgeneigtheit aus und den Wunsch, mit ihm zusammenzutreffen. Charette antwortet, seine Ergebenheit und Treue zum Thron werde nie wanken, nur die Not habe ihn gezwungen, nachzugeben, doch sei seine Unterwerfung nur eine scheinbare und wenn die Lage sich günstiger gestalte, werde er wieder die Waffen ergreifen. Hoche durchschaut die Unaufrichtigkeit dieses Scheinfriedens, er misstraut Charette und Stofflet. Aber er weiß auch, daß dieser Friede dennoch den unversöhnlichen Anführern der Vendée zum Nachteil gereicht, indem er das Land an die Ruhe, die Arbeit und die Gesetze der Republik gewöhnt. Er fühlt sich stark genug, nachsichtig und großmütig zu sein und die Zeit für die neue Ordnung der Dinge auch in diesem Lande wirken zu lassen.

Herz Jesu

«Maria, sie haben den kleinen König getötet. Der Krieg beginnt wieder.»

Marie Chevel setzt erschrocken ihr Kind auf den Boden:

«Der Krieg beginnt wieder? Der kleine König ist tot? Ist das möglich?»

«In ihrer Republik ist alles möglich, Maria, Du solltest jetzt nach Poitiers reisen. Ich habe dort sichere Freunde...»

«Niemals, Herr Marquis. Ich bleibe bei Euch.»

«Bedenke doch, Maria, daß du jetzt zuerst für dein Kind zu sorgen hast. Der Krieg wird nun unnachsichtiger geführt werden als je und für Mütter und Kinder gibt es keine Sicherheit mehr in diesem Lande.»

«Ich bleibe bei Euch, M'sieur. Ich hätte keine ruhige Stunde, wenn ich fern wäre.»

Es ist der sechszwanzigste Juni 1795, da Charette seine Boten in die Dörfer schickt mit der Losung: Sie haben den Frieden gebrochen. Sie haben den kleinen König getötet! Zu den Waffen! Krieg ohne Gnade! Noch in dieser Nacht überfällt er alle republikanischen Außenposten bis nach Les Sables und Pornic, hebt sie auf oder treibt sie hinter die Mauern der starken Garnisonen. Hoche trifft in aller Ruhe seine Gegenmaßnahmen, er verstärkt seine Vendéearmee auf vierundvierzigtausend Mann und lässt seine bretonischen Garnisonen auf Kriegsfuß setzen. Dann schiebt er starke Posten der Sèvre Nantaise entlang und trennt so die beiden vendée'schen Generäle, Charette nur das Marais, Stofflet Anjou überlassend. Doch Stofflet verhält sich abwartend, sein Groll auf Charette ist durch die Bevorzugung, die dieser seitens der Prinzen erfuhr, gewachsen.

*

England ist endlich entschlossen, die ersterbende Konterrevolution energisch zu unterstützen und es rüstet zwei mächtige Expeditionen aus, um in der Bretagne oder der Vendée an Land zu gehen und den letzten Kämpfern des Bourbonen-Thrones zu Hilfe zu kommen. Die erste Flotte unter dem Kommodore Warren führt zu der Katastrophe von Quiberon. Die unter sich uneinigen Anführer der gelandeten Emigrantenkorps erliegen der Kriegskunst des Generals Hoche. Die zweite Flotte zählt zweiunddreißig Linienschiffe und Fregatten und hundertvierundvierzig Transportschiffe. Der Graf von Artois schiffet sich mit achttausend Emigranten und englischen Soldaten ein, mit vieler Artillerie und fünfhundert Pferden. Charette hat Kunde, daß dieses Korps Anfang September an seiner Küste erscheinen wird und er wartet mit Ungeduld auf die Landung, um dem königlichen Prinzen zu Hilfe zu eilen. Er wird sich auf die republikanischen Küstengarnisonen stürzen und sie ins Meer werfen. Doch der Graf von Artois ist unentschlossen und ängstlich wie immer. Seine Armada erscheint vor der

Insel Noirmoutier und fordert sie zur Übergabe auf, aber der republikanische Kommandant erteilt die stolze Antwort: Komm und hole sie! So beschließt denn Seine königliche Hoheit, die Ile-Dieu anzulaufen, denn diese ist völlig unbesetzt und nur von einigen armen Bauern bewohnt. Sechs Wochen sitzt der tapfere Artois mit seinen achttausend Mann in seinen Zelten auf der kleinen Insel Gottes und verhandelt und zögert und stellt Bedingungen und verabredet die Landungspunkte und die geheimen Signale. Der Chevalier de la Rivière vermittelt die Botschaften, indem er alle Nächte die Insel schwimmend erreicht und verlässt. Am 25. Oktober erscheint er zum letzten Mal und sein Gesicht kundet üble Nachricht. Seine königliche Hoheit ersuche den tapfern Generalissimus des Königs, auszuharren, ihr Kriegsrat habe beschlossen, die Landung endgültig auf das kommende Frühjahr zu verschieben. Die Zeltstadt wird abgebrochen, die Emigranten und Engländer schiffen sich wieder ein, die durch den langen Seeaufenthalt krank gewordenen Pferde werden ins Meer geworfen und im grauen Dunst des unendlichen Ozeans entschwinden die hundertsechundsiebenzig Segel und mit ihnen all die Hoffnungen leidensvoller Jahre und Charette weiß nun, daß er allein ist und allein mit einer Handvoll Bauern der ungeheuren Übermacht der Republik gegenübersteht und daß er auf verlorenem Posten kämpft.

*

Marie Chevel stickt auf ein rotes Herz aus Samt die Worte: «Ihr, die ihr klagt, sehet meine Leiden an.» Charette hat seine königlichen Orden abgelegt und an ihrer Stelle leuchtet nun dieses Herz Jesu auf seiner Brust. In Paris hat ein Direktorium von fünf Männern die vollziehende Gewalt übernommen. Es gebietet dem General Hoche, die letzten Widerstandslinien der Vendée auszulöschen. Dieser überträgt dem General Travot die Aufgabe, Charette ohne Unterlass zu verfolgen. Zweitausend Husaren und Jäger und zehntausend Mann leichter Infanterie werden ihm zur Verfügung gestellt und eine unerbittliche Jagd durch die Wälder des Bocage und die Sümpfe des Marais beginnt. Stofflet sieht ein, daß er bald ganz allein übrig sein wird und entrollt seine Fahnen wieder. Doch Hoche lässt ihn aus seinem engen Bezirk im obern Anjou nicht ausbrechen, er rückt rasch und überlegen von allen Seiten heran.

Acht Monate noch dauert der ungleiche Kampf. Die letzten Bauern, die letzten Amazonen Charettes fallen oder werden gefangen. Er selbst wird im Walde beim Schloss de la Chabotterie nach heftiger Gegenwehr von General Travot und seinen Husaren überwältigt. Ein Gedenkstein mit aufgesetztem Kreuz bezeichnet die Stelle, wo der «zweite Begründer der Monarchie» am 22. März 1796 der Macht der Republik erlag. Diese hat so hohe Achtung vor

diesem Gegner, daß sie ihm Pardon anbietet und freies Geleite nach der Schweiz. Er lehnt ab. Er ist müde und will sterben. «Charette wurde in das Hauptquartier der Republikaner geführt und durfte mit dem Befehlshaber des Generalstabes, Hedouville, zu Tische sitzen. Dabei unterhielt er sich mit großer Heiterkeit, bekannte sich offen als Diener des Königtums und daß er mit ganzer Kraft am Umsturze der Republik gearbeitet habe. Er bewies Würde und große Gleichgültigkeit gegen sein Geschick berichtet der Historiker Thiers. Er wird nach Nantes geführt, das seinen triumphalen Einzug vor einem Jahre sah, das er belagerte und während drei Jahren hart bedrängte und in dessen Mauern er nun seinen Tod finden wird. Unter Zulauf einer ungeheuren Menschenmenge wird er am 29. März 1796 auf derselben Place Viarme, auf der Chatélineau fiel, standrechtlich erschossen. Das Gedenkkreuz in einer Nische der Mauer, an der er starb, ist etwas zurückgesetzt und du mußt es gut suchen. Einige Tage vorher war auch der Förster Stofflet in Anger an der Mauer des gewaltigen Schlosses, das düster und schwer inmitten der Stadt liegt, vor einem republikanischen Peleton gefallen.

Von Marie Chevel, der Bannerträgerin der Vendée, verlieren sich die Spuren. Nach dem Vermerk im Register des Amtsgerichtes von Nantes muß sie in die Hände der Republikaner gefallen sein. Doch die Schreckenszeit war vorbei und sie dürfte, wie viele von Charettes Amazonen, der allgemeinen Amnestie teilhaftig geworden sein.

Vergessen, vergessen...

War wirklich alles zu Ende? Nein. Der Vendéekrieg flackerte immer wieder auf, er machte auch dem großen Korsen viele Sorgen und vor allem dem Bürgerkönig. Ja, wir glauben, tief im Herzen der Vendéer glüht er wie ein Funke unter der Asche von sieben Generationen, die seither kamen und gingen. Noch singt man in den Dörfern des Bocage und des Marais ein etwas schwermütiges und auch aufreizendes Lied vieler Strophen:

«M'sieur d'Charette a dit à ceux de Conflans:
mes enfants! Le Roi va rapporter les lis blancs!»

Und doch wäre nun endlich die Zeit da, zu vergessen. Frankreich hat so viele Sorgen. Wir alle leben in so schweren Zeiten. Es sind schlimmere Katastrophen über die Menschheit gekommen seit jenen fernen Tagen, von denen diese efeumrankten Ruinen uns erzählen. O ja, lieber Leser, Ruinen können wohl erzählen, sie haben sogar ihre besonders eindringliche Sprache. Nur verstehen die meisten Menschen sie nicht. Wenn einmal die Menschheit die Sprache der Ruinen verstehen lernt, dann wird das goldene Zeitalter ans Tor pochen.

Unsere gemeinsame Wanderung durch die Vendée ist nun zu Ende und die Zeit ist da, daß wir voneinander Abschied nehmen. Wir haben alle diese Städte und Dörfer und Schlösser gesehen. Wir haben dem Schlag der Amsel gelauscht, am buschreichen Wald und ein Wiesel huschte lautlos über den moosigen Fuß des Kruzifixes am Kreuzweg und die Krähen und Dohlen sahen wir durch die Fensterhöhlen des geborstenen Schlossturms streichen. Wir haben auf den samtdunklen Felsriffen von Pornic gesessen, wo die Lachmöve rastet, wenn sie nach dem Süden zieht und wir sind über den «Gois» gewandert nach der schönen Insel Noirmoutier und das zurückweichende Meer hat unsern Pfad mit Muscheln und Seesternen geschmückt. Es war oft so unendlich still und die Zeit schien zu schlafen. Möge sie nie wieder aufschrecken, weil die Glocken Sturm läuten!

Vergessen, vergessen...